

Zerstörung und Wiederbelebung

Münchener Kulturbauten in der Nachkriegszeit

Nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs war München eine fast vollständig zerstörte Stadt – das gesamte Land verunsichert und politisch desorientiert. Doch zumindest in einer Frage fassten die Verantwortlichen in Bayern sehr schnell eine Entscheidung: Wiederaufbau der Stadt ohne einen vollständigen Bruch mit der Vergan-

genheit. In der Veranstaltung „Zerstörung und Wiederbelebung. Münchener Kulturbauten in der Nachkriegszeit“ am 9. Mai 2019 warfen Politiker, Historiker und Denkmalexperthen einen Blick auf ein halbes Jahrhundert des „Münchener Wegs“, auf dem grundlegende Weichenstellungen für das heutige Stadtbild erfolgten.

Die Dimension der Zerstörung und die finanziellen Herausforderungen

Kurt Falthäuser

0.

2. Juni 1945: 23 Tage ist der 2. Weltkrieg zu Ende. Die erste Fronleichnamprozession in Friedenszeiten zieht durch die Münchner Innenstadt. Kardinal Faulhaber trägt das Allerheiligste, Pater Rupert Mayer ist unter der ungewöhnlich großen Zahl von Teilnehmern. Am Straßenrand stehen nicht, wie heute üblich, zwei lichte Zuschauerreihen, sondern fünf bis zehn Reihen von Menschen.

Dieser Fronleichnamzug wurde gefilmt. Der 15-minütige Streifen erschüttert jeden, der München liebt. Die Menschen gehen zwischen Schuttbergen, vorbei an einigen noch stehenden Brandmauern, an Wänden mit hohlen Fenstern. Der Zuschauer kann sich nur orientieren, wenn im Film gelegentlich die Theatinerkirche oder das Rathaus zu sehen ist.

Schon am 12. August 1944 hat der Journalist Wilhelm Hausenstein geschrieben: „Die Stadt ist zum größeren Teil zerstört: Der Eindruck ist grausig. Ich kann mir nicht denken, wie München je zur Repräsentation dessen, was es gewesen ist, wieder hergestellt werden soll.“

I. Der Bombenkrieg

Diese Zerstörung war das Ergebnis eines erbarmungslosen Bombenkrieges, der viele deutsche Städte ausgelöscht hat, Hunderttausende tötete und große Kulturdenkmäler im ganzen Land – auch in München – in Schutt und Asche legte. Ein Bombenkrieg, der im Laufe des Krieges immer gnadenloser wurde. Zunächst vor allem geführt von den Briten, dann, auch in Tagesangriffen, von den Amerikanern, auch von beiden Alliierten zusammen. Es war ein eskalierender Krieg gegen die Zivilbevölke-



Prof. Dr. Kurt Falthäuser, Bayerischer Staatsminister der Finanzen a. D.

rung, gegen die Zivilisation.

Schon im Jahr 1939, dem ersten Kriegsjahr, gab es Fliegeralarm in München; der erste Angriff mit Bombenschäden an Wohnhäusern war in München bereits am 5. Juni 1940. Die großen Angriffe der Engländer begannen im Dezember 1942 und wurden in den Jahren 1943 und 1944 immer intensiver.

Insgesamt erlebte München 176 Bombenangriffe. Aus dieser Vielzahl ragen Angriffe heraus, bei denen besonders viele Kulturbauten getroffen wurden:

- Der Angriff der Engländer in der Nacht vom 9. auf 10. März 1943 beschädigte die Staatsbibliothek, Gebäude an der Ludwigstraße, die Universität

und die Akademie der Bildenden Künste, die Glyptothek, die Neue Staatsgalerie, das Nationalmuseum, den Ostflügel der Residenz, die Badenburger und das Deutsche Jagdmuseum in Nymphenburg, sowie drei Theater, darunter das Deutsche Theater und acht Kirchen.

- Am 18. März 1944 der erste Tagesangriff der Amerikaner: Schwere Schäden in der Residenz, Marstallgebäude, Peterskirche, Allerheiligen-Hofkirche, Völkerkundemuseum, Alte Akademie, Alter Hof.

- 16. Juli 1944: Siegestor, Glyptothek, Neue Staatsgalerie, Lenbachgalerie, Alte und Neue Pinakothek, Akademie der Bildenden Künste, Künstlerhaus, Deutsches Museum, Preysing Palais.

Der letzte Angriff des Krieges war, begleitet mit Bordwaffenbeschuss von Tieffliegern, am 25. April 1945. Durch die Bomben wurden auch – in der Katholischen Akademie muss das erwähnt sein – in München 29 Kirchen zerstört: Ich zitiere den Münchner Merkur vom 17. April dieses Jahres: „Der Chor der Frauenkirche: zerstört. Die beiden Turmhauben: irreparabel beschädigt. Die Pfarrkirche Mariahilf: bis auf die Außenmauern niedergebrannt, der Turm schwer beschädigt. Der Alte Peter: Das Gewölbe und ein Teil der Nordwand eingestürzt. St. Bonifaz: ausgebrannt, nur noch 22 Säulen, Teile der Außenmauern und der Glockenturm ragen über einen Schutthaufen empor.“

Alle 176 Angriffe wurden in erstaunlicher Detailliertheit vom Münchner Polizeipräsidenten, dem örtlichen „Schutzleiter“, notiert. Die Aufzeichnungen lagern im Münchner Stadtarchiv. Es ist dem ehemaligen Leiter dieses Archivs, Richard Bauer, zu danken, dass er die Daten umfangreich in Büchern dargelegt hat, gemeinsam mit einer Vielzahl von erschütternden Bildern. Die Angriffsschäden anderer deutscher Städte kann man heute in Wikipedia abrufen.

Gegenstand dieser Aufzeichnungen des „Schutzleiters“ war selbst die Zählung der Flugzeuge und der Bomben. Ich will nur die Zahlen eines einzigen Angriffs, den der Amerikaner vom 11. Juli 1944, aus dem Bauer-Buch „Fliegeralarm“ beispielhaft anführen, um die Massivität derartiger Angriffe nachvollziehbar zu machen. Ich zitiere Bauer: „Beim 22. Angriff handelte es sich um einen schweren Angriff von etwa 1.000 Maschinen, einschließlich der zum Schutz mitgeflogenen Jäger. Getroffen wurden vor allem die Luftschutzabschnitte Nord, West und Ost durch den Abwurf von 1.510 Sprengbomben á 500 kg, 1.800 Sprengbomben á 250 kg, ungefähr 3.000 Sprengbomben á 125 kg, 4.800 Flüssigkeitsbrandbomben und 320.000 Stabbrandbomben, 18.000 Phosphorbrandbomben.“ Und das alles bei einem einzigen Angriff auf eine einzige Stadt!

Nun könnte man vermuten, dass die Flugzeuge die Kulturschätze, wie zum Beispiel die Residenz, nicht gezielt angegriffen haben und deren Zerstörungen quasi ein Kollateralschaden der Bombardierung strategisch wichtiger Ziele war. Weit gefehlt: Jörg Friedrich legt in seinem umfassenden Werk zum Bombenkrieg unter dem Titel „Der Brand“ dar, dass im Laufe des Krieges vor allem die Engländer die Mischung der verschiedenen Bombenarten immer mehr optimiert haben. Zunächst wurde das Ziel definiert, dann die anzugreifenden Gebäudesubstanzen. Städte mit vielen alten Fachwerkbauten wurden mit einer andern Mischung von Spreng- und Brandbomben belegt als Ziele mit dicken Mauern. Durch diese Mischoptimierungen konnten die Zerstörungswirkungen maximiert werden. Da war nicht viel Zufall. Auch die Ziele mit hohem historischen Wert wurden bewusst

und gezielt zerstört, – ebenso wie Wohnbereiche, die vor diesen Angriffen genau definiert wurden.

Luftbilder der Amerikaner aus dem Jahr 1945 zeigen gerade in der Münchner Innenstadt, dass nur noch die Außenmauern der Gebäude standen: Die Sprengbomben zerstörten die Dächer, die Brandbomben erledigten den Rest.

Wir alle haben die Bilder vom Brand des Notre Dame vom 15. April 2019 in Erinnerung. Diese Katastrophe tatenlos ansehen zu müssen, hat auch uns Deutsche tief bewegt. Dort waren schließlich 400 Feuerwehrleute erfolgreich im Einsatz. Bei den Bränden der Residenzen und Kirchen in Deutschland Ende des Krieges gab es mangels Infrastruktur, zerstörter Wasserleitungen und bescheidenem Gerät kaum noch nennenswerten Rettungswiderstand.

Wenn man die Zerstörungswirkungen durch den Bombenkrieg detaillierter beschreibt, muss man zwingend zwei Fragen beantworten – auch in einer Veranstaltung, in der es um Bausubstanz und Stadtgestaltung geht.

Die eine ist die Frage: Ist die Aufzählung der entsetzlichen Fakten auch eine Anklage?

In der Nachkriegszeit gab es zu dieser Frage vielfach Streit, auch peinliche Aufrechnung. Die Wertungen sollte jeder für sich entscheiden. Für mich persönlich will ich feststellen: Der flächendeckende Angriff auf die deutschen Städte war für die Alliierten militärisch nicht notwendig, er war Bestrafung. Natürlich ist zu bewerten, dass die Nazis den Krieg begonnen haben, England zuerst bombardiert haben, ab September 1940 bis Mai 1941. Aber deutsche Angriffe haben ein totalitäres Unrechtssystem zu verantworten; umfassend geantwortet haben demokratisch legitimierte Staaten, die Freiheit und Menschenwürde in ihren Verfassungen stehen hatten und haben. Dies macht die Bedeutung des alliierten Bombenkrieges so bitter.

Die zweite Frage bezieht sich auf die Problematik der Gewichtung der Bombardierungsfolgen. Ihr redet von zerstörten Palästen und Kirchen und betrachtet nicht das Leid der Menschen!!

Tatsächlich: Im Winter 1945/46 herrschte in Deutschland große Hungersnot; im Herbst 1945 standen pro Kopf durchschnittlich tausendfünfhundert Kalorien zur Verfügung, im Februar 1946 waren es nur noch tausendeinhundert. Das reichte gerade zum Überleben. Durch die verwüsteten Städte gingen Frauen, Kinder und Greise. Die Männer waren gefallen oder noch in Kriegsgefangenschaft. Verbrechen grassierten, die Selbstmordrate war erschreckend, Prostitution war weit verbreitet.

Aber wir wollen mit dieser Veranstaltung nicht menschliches Leid verdrängen: Unser Anliegen ist es, auf die Dramatik der Zerstörung zu erinnern und die Herausforderung und das Wunder des Wiederaufbaus zu zeichnen.

II. Der Wiederaufbau

Zerstört waren in München – mehr oder weniger – alle öffentlichen Gebäude, Kirchen, Kulturbauten. Hausenstein schrieb verzweifelt: „Das kann ja wohl nicht mehr aufgebaut werden!“ Aber es wurde wieder aufgebaut – trotz der entsetzlichen Rahmenbedingungen. Diese außergewöhnliche Aufbauleistung, über viele Jahrzehnte hinweg, lässt sich – sicherlich vergrößert – in vier Phasen einteilen:

- Die **erste** Phase bis Mai 1945. Noch während des Krieges wurde mit Vorsorgemaßnahmen und Planungen der Wiederaufbau vorbereitet und ermöglicht. Dies gilt insbesondere für die Münchner Residenz, wie ich in meinem späteren Vortrag darlegen werde.

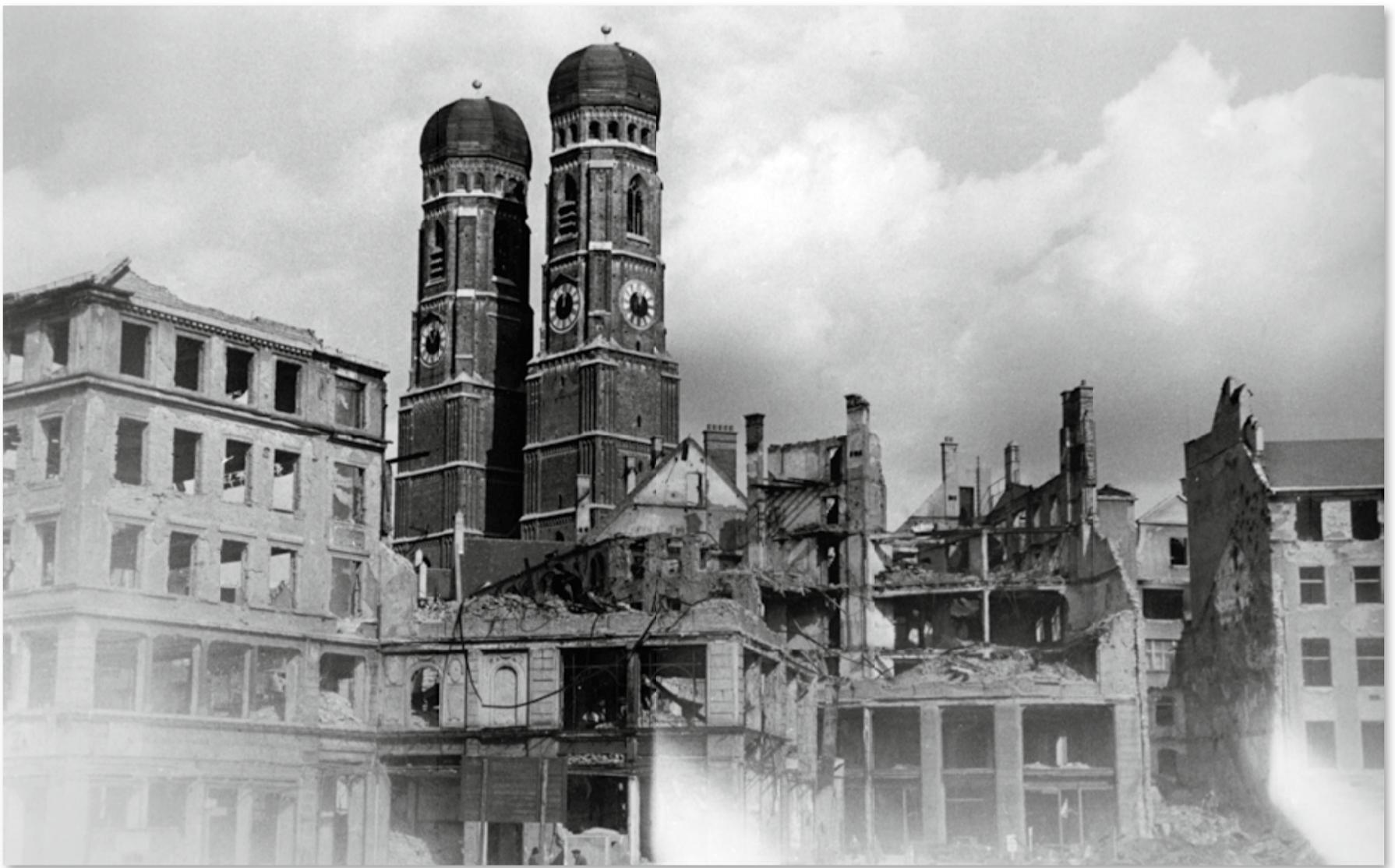


Foto: akq-images

Dieses Foto aus dem Jahr 1946 von Ursula Litzmann zeigt die Zerstörung Münchens.

- Die **zweite** Phase ist zu überschreiben mit Aufräumarbeiten und Schutzmaßnahmen. Da ging es um Schuttbeseitigung und Abtransport (mit skurrilen Eisenbahnzügen in den Straßen), mit dem Bau von Notdächern und Behelfsbauten. Diese Phase würde ich bis zum Jahr 1956 eingrenzen. In dieser Phase, unmittelbar nach Kriegsende, war die Kirche gelegentlich schneller als der Staat: Schon 1947 begann der Wiederaufbau der Frauenkirche, 1948 war sie so gut wie fertig.

Diese Zeit war begleitet durch einen erbitterten Streit zwischen Bewahrern und Neuerern, zwischen Alt und Neu. Gott sei Dank haben in diesem Grundstreit die Bewahrer gesiegt! Durch weitschauende Männer, wie dem Vater von Otto Meitinger, Karl Meitinger, oder dem ersten Präsidenten der Schlösserverwaltung, Professor Rudolf Esterer, sind die radikalen Pläne der Erneuerer zurückgewiesen worden. In den ersten Jahren nach dem Kriege wurden die Weichen gestellt für die Bewahrung des Münchner Stadtbildes, die weitgehende Wiederherstellung historischer Substanz und die Sicherung der Münchner Innenstadt-Atmosphäre. Ich bin gespannt auf die Ausführungen von Generalkonservator Professor Pfeil zu diesem Thema.

- Die **dritte** Phase beginnt etwa im Jahr 1956. Der wachsende Wohlstand ermöglichte es Staat und Stadt, größere Wiederaufbaumaßnahmen und nicht nur Reparaturen in Angriff zu nehmen. Diese Wiederaufbaumaßnahmen dauerten bis zum Ende des letzten Jahrhunderts.

- Dem schließt sich die **vierte**, letzte Phase, die der Spätrenovierungen an. Für die vielen Verzögerungen in dieser Zeit gibt es mehrere Gründe: Mangelndes Geld, mangelnde Fachkräfte, mangelnder politischer Druck. Lassen Sie mich diese Frage später anhand des Beispiels Residenz beantworten. Zu diesen Spätrenovierungen gehört auch die Umwandlung des Armeemuseums zur Staatskanzlei bis zum Jahr 1993, über die Dr. Altmann berichten wird.

Ein anderes Beispiel noch zu den Spätrenovierungen: Wir dachten, dass nach dem unendlich langen Streit um den Wiederaufbau der Allerheiligen-Hofkirche die feierliche Eröffnung dieses Kirchenraumes am 3. Juni 2003 der Schlusspunkt der großen Baumaßnahmen der Residenz sei. Gefehlt! Die Grundrenovierung der klassizistischen Räume im Königsbau, die Neugestaltung der Räume im rückwärtigen Teil des Königsbaus, sind erst im letzten Jahr abgeschlossen worden. Und die historische gelbe Treppe ist jetzt erst im Bau. Dr. Neumann ist der Experte und Macher dieser jüngsten Entwicklung.

Der Wiederaufbau ist hier und auch an anderen Stellen der Stadt noch nicht beendet. Man sollte für den Wiederaufbau keinen endgültigen Schlusspunkt definieren wollen.

Über den gesamten Prozess des Wiederaufbaus mit seinen Wert-Abwägungen, Stilentscheidungen, zeitbestimmten Prioritätenbildungen werden die beiden bedeutenden Historiker, Prof. Körner und Prof. Rumschöttel diskutieren. Freuen Sie sich auf dieses Gespräch.

III. Die Kosten

Professor Körner war bei der Vorbereitung unserer Tagung sehr streng zu mir. Er meinte: „Sie als ehemaliger Finanzminister müssen auch auf die Kosten des Wiederaufbaus eingehen.“ Eine derartige Kostenaufstellung von 1946 bis heute erscheint zunächst unsinnig, da früher das Bauen – zumindest nach unserer heutigen Optik – viel preiswerter war. Otto Meitinger berichtet zum Beispiel, dass die Einsetzung des Cuvilliés-Theaters zwischen 1956 und 1958 in den sogenannten Apothekerstock der Residenz lediglich umgerechnet fünf Millionen Euro gekostet hat. Damals sicherlich eine große Summe, später eine Bagatelle. Das zeigt der Vergleich mit den Kosten der Grundsanierung des Cuvilliés-Theaters in den Jahren 2004 bis 2008: Kosten von insgesamt fast 25 Millionen Euro.

Und dann lieber Herr Körner: Müsste man die Bücher sehr unterschiedlicherer Bauherren sichten; man müsste die Kosten der schrittweisen Baumaßnahmen der Universität, vieler Prachtbauten, wie z. B. das Leuchtenbergpalais, das Künstlerhaus, die Staatsbibliothek, die Alte Pinakothek, Neubauten wie die Neue Pinakothek oder die Neue Staatskanzlei eruieren und auf das heutige Preisniveau hochrechnen, um einen realistischen Kostenrahmen errahnen zu können. Hierzu kommen die Kosten des Wiederaufbaus von 29 Kirchen. Da müsste man eine Doktorarbeit vergeben.

Aber: Es gibt ein Dokument, das präzise die Kosten des Wiederaufbaus beispielhaft dokumentieren kann: Hermann Neumann, verantwortlich für die Baumaßnahmen der Residenz, hat die

Kosten des Wiederaufbaus der Residenz von 1945 bis 2005 aufgelistet, die Beträge auf Euro umgerechnet und inflationsbereinigt. Unter Einzelrechnung der Maßnahmen am Miniaturenkabinett und Allerheiligen-Hofkirche kommt Neumann bis 2005 auf einen Gesamtbetrag von 214 Millionen Euro. Rechnet man die Maßnahmen nach 2005 – etwa die technische Gesamtrenovierung der Residenz und die Renovierung des Königsbaus, die uns Neumann noch vorstellen wird, hinein, kommt man auf etwa 260 Millionen Euro.

Ich war überrascht, wie ich diese Neumann-Tabelle las: „So preiswert!“ Ich hatte vorher mehr als die doppelten Kosten geschätzt; aber dabei war ich wohl von der enormen Preisentwicklung der letzten 15 Jahre geblendet worden. Mehr als das, Herr Körner, kann ich zu den Kosten heute nicht bieten.

IV. Schluss: Phönix

Während der Schlussphase des Krieges, am 16. Februar 1945, wurde der Verein der „Freunde der Residenz“ in einem kleinen Baubüro der Residenz gegründet. Reinhard Riemerschmid hat das Logo dieses Vereins entworfen: den „Phönix“, jenen mythologischen Vogel, der am Ende seines Lebens verbrennt, dann wieder aus der Asche neu entsteht.

München ist nach seiner totalen Zerstörung tatsächlich wie ein Phönix aus der Asche wieder aufgestanden. Dies ist der Weitsicht von großen Persönlichkeiten, dem Fleiß der Bürger und der Fachkunde vieler Macher zu verdanken. Diese Veranstaltung kann auch ein kleiner Dank an diese Menschen sein. □

Denkmalpflege in einer zerstörten Stadt – Möglichkeiten und Alternativen

Mathias Pfeil

I. Entstehung des Denkmalpflegegedankens in Deutschland

Große gesellschaftliche Umbrüche haben häufig zur Folge, dass die Menschen das Alte, Bekannte und Traditionelle verstärkt schätzen, die „gute alte Zeit“ eben. So war es auch im 19. Jahrhundert, als Karl Friedrich von Schinkel, der preußische Oberbaurat und höchste Architekt Friedrichs des Großen von der „Entdeckung des Bedrohten“ schrieb. Er erkannte damals die neu entstandene „Entstehung des Erfordernisses“, das Historische zu bewahren.

Den geistesgeschichtlichen Hintergrund für seine Überlegungen bildete ein tiefgreifender Wandel, der das 19. Jahrhundert prägte. Die freiheitliche Gesellschaft, die sich infolge der Aufklärung und der Französischen Revolution entwickelt hatte, gründete ihre Existenz auf das Streben „nach Erkenntnis und [...] rationaler Beherrschung der Welt“.

Die rasant fortschreitende technologische Entwicklung der Industrialisierung führte zu einschneidenden Veränderungen – in der Gesellschaft, in der Natur, in der gebauten Umwelt. Die Menschen waren verunsichert, ihre Lebenswelt veränderte sich rasant, die Gesellschaft wandelte sich. Dieser Zeitenwechsel begründete das Bedürfnis, Historisches und Vergängliches zu erhalten, in Erinnerung an „das Bekannte“ als Sicherheit gebenden, unveränderbaren Wertmaßstab in einer noch unbekannteren, „neuen“ Zeit. Die Leistungen vergangener Zeiten wurden höher geschätzt als zeitgemäße Errungenschaften. Und so fand eine längst vergangene Epoche, das Gotische, plötzlich viele renommierte Anhänger: gotische Bauten, die jahrhundertlang unvollendet und wenig beachtet in den Städten standen, wurden in dieser Zeit fertig gebaut. Daraus entstanden auch die ersten Verordnungen zum Schutz historischer Bauten, die „klassische“ Denkmalpflege entwickelte sich ab etwa der Mitte des 19. Jahrhunderts.

Karl Friedrich von Schinkel hatte bereits 1815 die Einrichtung einer staatlichen Denkmalpflege gefordert; 1843 – zwei Jahre nach seinem Tod – wurde in Preußen das Amt des „Konservators für Kunstdenkmäler“ eingeführt. Schinkel hatte erkannt, dass die Erfassung des Bestandes an Bau- und Kunstdenkmälern, die Inventarisierung, der Ausgangspunkt für eine gelingende Denkmalpflege ist. 1882 trat die „Verordnung über die Inventarisierung der Baudenkmäler in Bayern“ in Kraft; 1908 gründete Prinzregent Luitpold das „Generalkonservatorium der Kunstdenkmale und Altertümer Bayerns“ – das heutige Bayerische Landesamt für Denkmalpflege.

II. Theoriediskussion: konservieren, nicht restaurieren

Bis zur Wende vom 19. auf das 20. Jahrhundert hatten sich in der Denkmalpflege zwei gegensätzliche Haltungen entwickelt. Die einen forderten einen behutsamen Umgang mit der historischen Bausubstanz und ihre Erhaltung. Daneben gab es Verfechter einer historisierenden Rekonstruktion, einer Zurückführung auf den Ursprungszu-



Prof. Dipl.-Ing. Architekt Mathias Pfeil, Generalkonservator des Bayerischen Landesamts für Denkmalpflege

stand. Die Spannung zwischen den beiden Haltungen in der Denkmalpflege entlud sich um das Jahr 1900. In diesem Jahr hatte erstmals der Tag für Denkmalpflege in Deutschland stattgefunden; die Verfechter der traditionellen, historisierenden Restaurierung und die Vertreter der substanzschonenden Denkmalpflege lieferten sich dort heftige Auseinandersetzungen.

Der deutsche Kunsthistoriker Georg Dehio (1850 – 1932) und sein österreichischer Kollege Alois Riegl (1858 – 1905) definierten die Erhaltungsvorstellungen schließlich neu. Im Mittelpunkt ihrer Theorien stand die Denkmalsubstanz. Dehio verkürzte seine Auffassung prägnant zu „konservieren, nicht restaurieren“. Restaurieren bezeichnete damals eine Rekonstruktion, eine originalgetreue Wiederherstellung. Riegl stellte die „Denkmalwerte“ ins Zentrum seiner Theorie: etwa den Erinnerungswert, den historischen Wert, den Gebrauchs- und den Kunstwert. Wichtig war ihm insbesondere der Alterswert, „die Wertschätzung von Altersspuren, von Patina“ – für ihn eine „wesentliche Dimension des Denkmals“.

Dehio und Riegl forderten eine Abkehr vom Weiterbau am Original, wie er im 19. Jahrhundert häufig vorgenommen worden war. Sie lehnten den Versuch, Bauten nachträglich zu vervollständigen, ab. Indem sie die Erhaltung der Substanz zum obersten Ziel erklärten, legten Georg Dehio und Alois Riegl den Grundstein für das heutige Verständnis der Denkmalpflege in Deutschland.

III. Zerstörung & Wiederaufbau in München – die Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg, denkmalpflegerische Ansätze nach 1945

Mit dem Ende des Zweiten Weltkriegs kam auch in München die Diskussion über die Erhaltung der historischen Substanz wieder auf, allerdings stellte sich diese Frage angesichts der immensen Zerstörungen nur am Rande, vielmehr ging es darum, nach der

Schütteräumung, der größten Baumaßnahme der Stadt München aller Zeiten, die unmittelbaren Lebensgrundlagen möglichst schnell wieder herzustellen. In der Denkmalpflege standen sich nach dem Zweiten Weltkrieg, wie schon knapp 50 Jahre zuvor zu Zeiten Dehios und Riegls, in der Theoriediskussion verschiedene Ansätze gegenüber. Jeder von ihnen fand im Wiederaufbau Münchens in gewisser Weise Anwendung. Eine „Substanzdiskussion“ im klassischen Stil, wie sie von Dehio und Riegl Anfang des 20. Jahrhunderts geführt wurde, hatte angesichts eines Zerstörungsbildes von bis zu 75 Prozent in der Münchener Altstadt allerdings keine Aussicht auf Erfolg, sie wurde denn auch nicht geführt.

Von besonderer Bedeutung war in München der städtische Wiederaufbauplan von Stadtbaurat Karl Meitinger, das „Neue München“, welcher bereits bei der zweiten Sitzung des Münchner Stadtrats am 9. August 1945 beschlossen worden war und der die Grundzüge des Wiederaufbaus für viele Jahrzehnte festlegte. München sollte sein typisches Gepräge nicht verlieren und auch nach diesen umfassenden Zerstörungen des Krieges und der Schütteräumung, bei der sehr viele der noch intakten Fassaden Sicherheitsaspekten geopfert werden mussten, erkennbar „münchenerisch“ bleiben. Karl Meitinger, der Vater des späteren TU-Präsidenten und Ehrenbürgers der Stadt München, Otto Meitinger, entwickelte unter großen persönlichen Gefahren bereits während der Kriegszeit dieses Wiederaufbaukonzept, das vorsah, Straßen, Wege und Plätze sowie monumentale Bauten wiederaufzubauen, aber an den Orten der größten Zerstörungen auch „im Sinne der Altstadt“ neu zu bauen.

So war es möglich, dass unter diesem Wiederaufbaukonzept zeitgleich verschiedene denkmalpflegerische Wiederaufbaukonzepte zur Umsetzung kamen – von der Erhaltung des noch Vorhandenen und der Reparatur der Ruinen bis hin zum kompletten Neubau.

Die wichtigsten denkmalpflegerischen Grundsätze in der unmittelbaren Nachkriegszeit in München waren

- die „restauratorische Denkmalpflege“, welche keine Veränderung an der historischen Substanz, und lediglich die Sicherung und den Erhalt der historischen Substanz als „authentisches Zeugnis (Dehio)“ vorsah. Aufgrund des immens hohen Zerstörungsbildes gibt es für diesen idealistischen Ansatz, wie ihn Georg Dehio und Alois Riegl zu Beginn des 20. Jahrhunderts, gleichsam als das „Mantra der modernen Denkmalpflege“ prägten, keine Beispiele.

- Die „rekonstruktive Denkmalpflege“, bei der weniger der Substanzbezug im Mittelpunkt stand, sondern vielmehr ein „Wiederaufbau im alten Stil“, wenn nötig, auch ohne authentische Substanz, mit dem Ziel des Erhalts einer „typischen“ städtebaulichen Situation. Der um den Wiederaufbau Münchens sehr verdiente Architekt Erwin Schleich war der wohl renommierteste Anhänger der „rekonstruktiven Denkmalpflege“. Ihm verdankt z. B. das Alte Rathaus in München seinen Turm: im Zweiten Weltkrieg schwer beschädigt, wurde das Alte Rathaus ab 1952 wieder aufgebaut, zunächst ohne Turm. Dessen Wiederherstellung beschloss der Stadtrat erst 1970. Erwin Schleich rekonstruierte ihn 1971 – 74 nach dem Vorbild des gotischen Originals von 1493. Dieser Turm wurde 2018 als ein „Denkmal des Wiederaufbaus“ auf die Denkmalliste genommen. Ein weiteres Beispiel ist das am Rücken der Feldherrnhalle gelegene Preysing-Palais, das vom selben Architekten in idealisierter Form wieder aufgebaut wurde.

- Bei der „schöpferischen Denkmalpflege“ ging es um den Erhalt prägender Substanz, aber mit der Möglichkeit der „freien Interpretation im Inneren“, also dort, wo die größten Schäden an den Gebäuden entstanden sind. Diese Form der „Fassadendenkmalpflege“ hatte das Ziel des Erhalts einer „übergeordneten Gesamtsituation“. Georg Lill, Generalkonservator des Bayerischen Landesamtes für Denkmalpflege 1929 – 1950, Karl Meitinger und der Architekt Rudolf Esterer beispielsweise waren Vertreter dieser „schöpferischen“ Denkmalpflege: Für Esterer, den ersten Nachkriegspräsidenten der Bayerischen Schlösserverwaltung, stand die „Schöpferische Denkmalpflege“ im Gegensatz zum „konservieren, nicht restaurieren“ Dehios und Riegls. In der Praxis ging er soweit, dass er den noch vorhandenen, beschädigten Bestand im Sinne des Originals neu interpretierte, etwa bei der Wiederherstellung der Kaiserburg Nürnberg. In München gab er zugunsten des Einbaus des Herkulesaals die nach dem Krieg noch erhaltene Raumfolge des Thronsaals im Festsaalbau der Residenz auf, griff also auch massiv in historische Substanz ein. Ein weiteres typisches Beispiel dieses sehr häufig angewandten Konzepts ist der Wiederaufbau der *Alten Akademie* in der Neuhäuser Straße durch den Architekten Josef Wiedemann.

- Die „kreative Denkmalpflege“ war ein Mischling zwischen schöpferischer und restauratorischer Denkmalpflege, hier sollte der noch vorhandene Bestand gesichert und die Schäden am Gebäude, ausgebessert durch Neubauteile, sichtbar gemacht werden. Ein besonders schönes Beispiel dieses Konzepts ist die Instandsetzung der Alten Pinakothek durch den Architekten Hans Döllgast, der in vergleichbarer Weise auch beim Kloster Sankt Bonifaz tätig gewesen war.

- Eine weitere Herangehensweise war der Abriss zerstörter Gebäude und an deren Stelle „im Sinne der Altstadt“ errichtete Neubauten. Ein gutes Beispiel für die Architektur der Nachkriegszeit ist auch die von Sep Ruf und Theo Papst gestaltete Neue Maxburg: Die Ruine wurde bis auf den Turm, der in den Neubau integriert wurde, abgetragen. Die bis 1957 fertiggestellte Neue Maxburg ist eine freie Interpretation des historischen Vorbilds. Die Stahlbeton-Skelett-Konstruktion zeigt eine moderne Architektursprache, die städtebauliche Konzeption als offene Hofanlage entspricht dem Plan Karl Meitingers. Seit 1999 steht die Neue Maxburg unter Denkmalschutz.

In Bayern gelang es, trotz der weitreichenden Schäden, große Teile des baulichen Erbes zu erhalten. In besonderer Weise ist es der Stadt München gelungen, den „Charakter der Stadt“ durch vorausschauende Planungen zu erhalten. Den größten Anteil an dieser Erfolgsgeschichte hatte der Stadtbaurat Karl Meitinger, der – noch während des Zweiten Weltkriegs – seine Schrift „Das neue München“ entwickelt hatte, die der Münchener Stadtrat unter Oberbürgermeister Thomas Wimmer sehr schnell, bevor andere architekturtheoretische Diskussionen Gewicht bekamen, als sein Stadtentwicklungsplanung beschlossen hatte.

Alle die vorgenannten denkmalpflegerischen Herangehensweisen konnten unter dem übergeordneten Konzept von Karl Meitinger umgesetzt werden, da dieses ausreichend Freiräume hierfür bot. Allerdings reichten die Grundaussagen des „Meitinger-Plans“ völlig aus, um die stark zerstörte Stadt wieder in typischer Weise aufzubauen, anstatt sie



Foto: Robert Kiderle

Das Alte Rathaus am Marienplatz bekam beim Wiederaufbau einen zweiten Turm. Der Herstellung „im

alten Stil“ wurde Vorrang vor der Authentizität gewährt.

in modernen Formen neu zu errichten, wie dies damals vielfach gefordert wurde. Seine Vorschläge sind von großer Weitsicht, sensiblem Umgang mit der Geschichte und klarem Blick für die Potenziale der noch in Trümmern liegenden Stadt geprägt: Die Nutzung der historischen Grundrisse und Straßenzüge bildete zusammen mit der Reparatur stadtbildprägender Einzelbauten und der Einbeziehung erhaltener Fassaden die Basis des Münchener Wiederaufbaus.

Um die verbliebenen baulichen Strukturen herum konnten sich moderne Neubauten behutsam in das gewachsene Stadtbild einfügen. Meitinger integrierte zudem ein neues Ringstraßensystem in das Stadtgefüge, das ein stark zunehmendes Verkehrsaufkommen aufnehmen konnte. Geradezu visionär muten angesichts der Zerstörung seine Vorschläge für ein künftiges U-Bahn-System an.

Der Wiederaufbau auf historischen Grundrissen und Straßenführungen war im Jahr 1946 alles andere als eine Selbstverständlichkeit. In Hannover z. B. wurden stattdessen die historischen Strukturen von Straßen, Wegen und Plätzen aufgelöst. Die Ruinen historischer Bauten wurden fast vollständig abgetragen; nur herausragende Denkmäler wie z. B. Kirchen blieben, gleichsam als „Traditionsinseln“, stehen. In Hannover orientierte man sich, dem Motto „Räder können rollen“ folgend, am Ideal der autogerechten Stadt.

Der Wiederaufbau Münchens entwickelte eine eigene Sprache, es entstand

eine typische Münchener Wiederaufbauarchitektur, für die beispielhaft etwa die von Josef Wiedemann erneuerte und ergänzte Alte Akademie steht.

War der Umgang mit der historischen Substanz in der Zeit des Wiederaufbaus teilweise noch recht frei, änderte sich dies Anfang der 1960er Jahre – bedingt auch durch massive Veränderungen in den Strukturen der Städte. Dieser Wandel ist – knapp 20 Jahre nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs – nachvollziehbar: Der Bauboom der Wirtschaftswunderzeit wurde vielerorts als eine „zweite Zerstörungswelle“ empfunden, die den übriggebliebenen Rest historischer Bausubstanz wegzuschwemmen drohte. Historische Bauten erschienen als gefährdet. Nach dem umfassenden „Weiterbauen am Denkmal“ wurde die Authentizität von Denkmälern in Form ihrer historischen Substanz wieder in den Mittelpunkt gerückt.

IV. Die Charta von Venedig: der Substanzbegriff kehrt zurück

Die Isola di San Giorgio Maggiore war im Jahr 1964 Schauplatz des Internationalen Kongresses der Architekten und Techniker der Denkmalpflege. Hier entstand die Charta von Venedig – ein Thesenpapier, das die Prinzipien, die in der Theoriediskussion um 1900 erarbeitet worden waren, neu formulierte. Die Charta gilt auf internationaler Ebene als Grundlage für den Umgang mit historischer Bausubstanz. Sie definiert Denkmäler als lebendige Zeugnisse jahrhundertelanger Entwicklung. Die

Menschheit sei dafür verantwortlich, ihr gemeinsames Erbe für künftige Generationen zu bewahren, so die Charta. Einen Schwerpunkt legten die Verfasser des Dokuments auf den Wert der Instandhaltung. Dabei sollen alle Epochen respektiert und die historischen Werte erhalten werden.

Die Charta von Venedig setzte Standards, die in der Denkmalpflege bis heute Gültigkeit haben: Sie definierte erstmals den Begriff des „städtebaulichen Ensembles“, sie beschreibt Kulturlandschaften ebenso als schützenswert wie Industriebauten.

V. 1973: ein Denkmalschutzgesetz für Bayern

Wie schon etwa 100 Jahre zuvor lösten die tiefgreifenden Veränderungen in der Lebenswelt der Menschen einen Bewusstseinswandel aus. Die Stimmung in der Bevölkerung ändert sich in diesen Jahren auch in Bayern. Als in München das Roman-Mayr-Haus am Marienplatz zugunsten eines Neubaus für eine Filiale von Kaufhof abgerissen werden soll, fordern Bürgerproteste rechtlichen Schutz gegen „das Wüten der Architekten“. Mit der Verabschiedung des von Dr. Erich Schosser mitinitiierten Denkmalschutzgesetzes im Jahr 1973 erhält die Arbeit der staatlichen Denkmalpflege in Bayern eine gesetzliche Grundlage. Das Denkmalschutzgesetz ergänzt die Bayerische Verfassung, die in Artikel 141 schon seit 1946 festlegt: „Staat, Gemeinde und Körperschaften des öffentlichen Rechts haben die Aufgabe, Denk-

mäler zu schützen und herabgewürdigte Denkmäler ihrer früheren Bestimmung wieder zuzuführen...“. Was ein Denkmal ist, definiert das Bayerische Denkmalschutzgesetz seit 45 Jahren folgendermaßen: „Ein Denkmal ist eine vom Menschen geschaffene Sache aus vergangener Zeit [...], deren Erhaltung aufgrund ihrer geschichtlichen, künstlerischen, städtebaulichen, wissenschaftlichen oder volkskundlichen Bedeutung im Interesse der Allgemeinheit liegt.“

Der Begriff der Substanz findet sich auch im Bayerischen Denkmalschutzgesetz. Artikel 5 fordert: „Baudenkmäler sollen möglichst entsprechend ihrer ursprünglichen Zweckbestimmung genutzt werden.“ Und, falls dies nicht möglich sein sollte: „sollen die Eigentümer [...] eine der ursprünglichen gleiche oder gleichwertige Nutzung anstreben. Soweit dies nicht möglich ist, soll eine Nutzung gewählt werden, die eine möglichst weitgehende Erhaltung der Substanz auf die Dauer gewährleistet. [...]“.

VI. Aktuelle Fragestellungen – oder: Nichts Neues?

Die Fragestellungen, mit denen sich die Denkmalpflege heute auseinandersetzen hat, sind – wenn auch unter veränderten Vorzeichen – immer wieder dieselben. Das ist nicht weiter verwunderlich, denn wie die Geschichte zeigt, ist die Denkmalpflege auch ein Spiegel der Entwicklung, sie ist ein gesellschaftliches Anliegen. Das Bedürfnis, Altes zu erhalten, die gewohnte Umwelt zu



Foto: Robert Kiderle

Die Alte Akademie in der Fußgängerzone – zur Zeit mit großer Baustelle – neben St. Michael ist ein Beispiel der „schöpferischen Denkmalpflege“.

Leitbild war hier das Wiederherstellen der Fassade, die in eine städtebauliche Gesamtsituation eingebunden sein sollte.

schützen, tritt immer dann besonders stark auf, wenn massive Veränderungen passieren.

Denkmalverluste erschüttern uns nach wie vor. Ich erinnere an dieser Stelle nur an zwei unwiederbringliche Verluste im letzten Jahr: In Donauwörth wurde das so genannte Wagenknechtshaus im 700. Jahr seines Bestehens abgebrochen – zugunsten des Neubaus eines Geschäftshauses.

In Giesing verschwand das *Uhrmacherhäusl*: Innerhalb weniger Minuten wurde das alte Handwerkerhaus abgerissen – eigentlich sollte es instandgesetzt werden, die zwischen Landesamt für Denkmalpflege und Stadt München abgestimmte Genehmigung für eine behutsame Sanierung war wenige Wochen zuvor erst erteilt worden, für den Abriss selbstverständlich nicht. Die entsetzten und verärgerten Nachbarn wurden tätig: sie informierten die Behörden und die Medien, organisierten Informationsveranstaltungen und Mahnwachen, brachten das Thema an die Öffentlichkeit.

Das bürgerschaftliche Engagement zugunsten der Denkmalpflege wächst momentan – Beispiele wie das Uhrmacherhäusl, zu dessen Gedenken es immer noch Mahnwachen von Bürgerinnen und Bürgern gibt, zeigen dies. Aber auch für die Tierklinik in München, die drei alten Häuser an der Sailerstraße und viele andere Gebäude gibt es engagierte Fürsprecher. Nicht immer handelt es sich bei diesen Bauten um Denkmäler, nicht immer ist es mit den Instrumentarien des Denkmalschutzgesetzes

möglich, diese „gefühlten Denkmäler“ zu erhalten.

Historische Gebäude, Denkmäler oder auch nicht, sind vielfach bedroht. In den Ballungsräumen vom großen Siedlungs- und Baudruck, in den ländlichen Regionen vom Leerstand. Mit dem Kommunalen Denkmalkonzept – kurz KDK – bietet das Bayerische Landesamt für Denkmalpflege seit Kurzem ein neues Instrumentarium an: Es richtet sich an alle Gemeinden in Bayern, die sich mit ihrer historischen Identität auseinandersetzen und sie bewahren wollen. Das bauliche Erbe eines Ortes ist eine wertvolle Ressource, es bietet Alleinstellungsmerkmale. Ein KDK ist auf zehn bis fünfzehn Jahre angelegt und zeigt in drei Schritten Wege auf, diese Qualitäten zu erhalten und weiterzuentwickeln: nach der Analyse der Stärken, der erhaltenswerten, prägenden Bausubstanz, wird der Handlungsbedarf definiert.

Ziel des KDK ist die Stärkung der lokalen Identität – im dritten Schritt werden daher konkrete Lösungsvorschläge für die jeweilige Kommune erarbeitet. Dann geht es z. B. darum, Nutzungskonzepte für leerstehende ehemals landwirtschaftlich genutzte Bauten zu entwickeln, oder zu überlegen, wie die Nachverdichtung denkmalverträglich gestaltet werden kann. Aktuell gibt es rund 20 Projekte, die über ganz Bayern verteilt laufen. Das KDK wird von den Kommunen gut angenommen; es wird hoffentlich die Zukunft vieler Denkmäler und historischer baulicher Strukturen sichern.

VII. Denkmäler der Zukunft – Zukunft der Denkmäler

Denkmalpflege ist das „Bewahren der vorletzten Generation“. Es braucht einen gewissen Abstand zu den baulichen Zeugnissen vergangener Zeit, um sie in ihrer Qualität wirklich beurteilen zu können. Bei den Gebäuden der letzten 30, 40, 50 Jahre braucht es – neben den weiterhin wichtigen traditionellen Methoden – neues Wissen: wie gehen wir mit den Baustoffen um, die in der Nachkriegsmoderne Verwendung fanden? Beton, Aluminium, Glas – sie wurden verbaut, ohne dass man wusste, wie sie Nutzung und Witterung überdauern. Die Gestaltung der Bauten orientierte sich primär an deren Aussehen, es wurde für die Ästhetik gebaut; Nachhaltigkeit oder Reparaturfähigkeit spielten eine untergeordnete Rolle. Für diese Bauten braucht die Denkmalpflege neue Herangehensweisen – auch muss die Forderung nach der Erhaltung der „historischen Substanz“ in diesem Zusammenhang möglicherweise überdacht werden.

Bauliche Qualitäten der 1970er, 1980er Jahre, die sich bis heute erhalten haben, werden wir nur mit „aktuellem Know-How“ erhalten können. Wer weiß, vielleicht stehen eines Tages architektonische Zeugnisse der Münchener Geschichte wie der Gasteig, die Pinakothek der Moderne oder die Fünf Höfe auf der Bayerischen Denkmalliste? Dies allerdings nur, wenn diese Gebäude ihre „erste Phase der gesellschaftlichen Prüfung“ überstehen, und beim

Gasteig kann man sich inzwischen fast sicher sein, dass dies nicht passieren wird. Dieses hochfunktionale, akustisch keineswegs schlechte und architektonisch sehr typische Gebäude der 80er Jahre wird nicht überleben. Er wird eines der abgegangenen „Fast-Denkmäler“ sein, wie das Schwabylon oder das schwarze Hochhaus an der Münchner Freiheit, das – um die Stadtsilhouette zu schonen – bis auf wenige Geschosse abgetragen und zu einem architektonischen Krüppel umgestaltet wurde. Schade!

Aber die Denkmalliste wird in jedem Fall fortgeschrieben werden – neue Denkmäler, die im Interesse der Allgemeinheit erhaltenswert sind, und die diese „erste Phase ohne Schutz“ überlebt haben, werden hinzukommen. Dass Denkmalpflege ein gesellschaftliches Anliegen ist, daran gibt es keinen Zweifel: sie spiegelt gesellschaftliche Bedürfnisse wider, ihre Aufgaben verändern sich mit den gesellschaftlichen Entwicklungen. □

Literatur

Hubel, Achim: Denkmalpflege – Geschichte, Themen, Aufgaben. Eine Einführung, Reclams Universal-Bibliothek, Nr. 18358, Philipp Reclam jun. GmbH & Co., Stuttgart 2006.

Pfeil, Mathias (Hrsg.): Das neue München – Vorschläge zum Wiederaufbau. Nachdruck der Originalausgabe von 1946. Volk Verlag, München 2014.

Die Münchner Residenz: 70 Jahre des Wiederaufbaus

Kurt Falthhauser

I. Einführung

Es muss im Jahr 2002 gewesen sein. Ich suchte Materialien für einen kleinen Vortrag. Bei der Suche musste ich feststellen, dass es zwar einen Residenzfürer gab, Aufsätze von Experten, aber keinen großen umfassenden Band zu unserer Residenz. Das durfte doch nicht wahr sein! Die Münchner Residenz nimmt europaweit einen herausragenden Platz ein; vier Jahrhunderte war sie der Wohn- und Regierungssitz der Fürsten und politischen Zentrum des Landes. Dieser komplexe Bau, Schritt für Schritt entstanden, zeigt alle Stufen der Baustile dieser Jahrhunderte: Renaissance, Barock und Rokoko, Klassizismus. Das Ausmaß, die Vielfalt und die Pracht der Anlage demonstrieren den Rang der Bauherren, ihre politische Bedeutung und ihren Kunstsinne. Ich zitiere Otto Meitinger: „Die besondere bau- und kunstgeschichtliche Bedeutung der Münchner Residenz liegt darin, dass sie, anders als die meisten europäischen Fürstentümer, nicht nach einem vorgegebenen Plan in einer Stilperiode gebaut wurde, sondern im Laufe von fast fünf Jahrhunderten durch die Bautätigkeit einer langen Reihe regierender Wittelsbacher Herzöge, Kurfürsten und Könige allmählich gewachsen ist.“

Und für diesen Gebäudekomplex im Herzen der Stadt München gab es keinen großen Prachtband, kein richtig dickes, schönes Buch!

Das wollte ich ändern und gab einen entsprechenden Auftrag. Nach einem Jahr wurde mir ein wunderbarer Entwurf vorgelegt. Mit der Darstellung des stufenweisen Aufbaus war den Autoren Johannes Erichsen, Sabine Heym, Hermann Neumann, Amanda Ramm und Gerd Schatz sehr gelungen. Aber ich war nicht zufrieden. Denn die Zerstörung im Zweiten Weltkrieg war textlich erwähnt, aber nicht entsprechend ihrer Dramatik bildlich dargestellt.

So durchkämmten die Autoren Bildarchive und wurden umfassend fündig. Mit Bildern nicht nur aus der Schlösserverwaltung, sondern vor allem vom staatlichen Bauamt dokumentierten sie bis ins Detail das Werk des Bombenkrieges.

So wuchs eine Text- und Bilddokumentation heran, die durch Gegenüberstellung von schwarz/weiß Bildern der Zerstörung und der farbigen Abbildung der renovierten Räume das Wunder des Wiedererstehens der Residenz beeindruckend dokumentiert.

II. Die Bombenangriffe

Die Münchner Residenz ist nicht, wie man das bei anderen Bauwerken feststellen kann, in einer Nacht zerstört worden. Es war eine Vielzahl von Angriffen. Relevant für die Zerstörung der Residenz sind insgesamt zehn Fliegerangriffe.

- Ein erster datiert erstaunlich früh: Am 9. November 1940 bereits. Es gab einen Einschlag im Hof der Residenz und Beschädigungen der Südwestecke und der Residenzfassade.
- Am 10. März 1943 Bomben auf den Ostflügel der Residenz und den Nordflügel des Marstalls.
- Am 3. Oktober 1943 Zerstörung des



Prof. Dr. Kurt Falthhauser, Bayerischer Staatsminister der Finanzen a. D.

südwestlichen Dachbodens des Königsbaus und starke Beschädigung des Kaisersaals und der Kaisertreppe durch eine Sprengbombe.

- Am 18. März 1944 erste Zerstörungen der Allerheiligen-Hofkirche und des Marstallgebäudes, weitere Beschädigungen in der Residenz.
- Am 5. April 1944 starke Beschädigung des Maximilianstrakts.
- In der Nacht vom 24. auf 25. April 1944 der bislang schwerste Luftangriff auf die Residenz; wiederum Beschädigung des Maximilianstrakts und Beschädigung des Antiquariums.
- Am 16. Juli 1944: eine Sprengbombe trifft entscheidend die Mitte des Antiquariums und zerstört die Kurfürstenzimmer.
- Am 7. Dezember 1944 Restzerstörung des Nationaltheaters, nachdem das Bühnenhaus bereits am 2. März 1943 total zerstört wurde.
- Am 25. Februar 1945 elf Treffer;
- am 21. April 1945 der letzte Treffer in der Residenz.

III. Der Wiederaufbau

Experten haben 1945 vorausgesagt, dass der Wiederaufbau, sollte er wirklich durchsetzbar sein, bis zu 50 Jahre dauern würde. Diese Experten haben sich geirrt: Der Wiederaufbau der Residenz dauert bis heute an und er geschieht in mehreren Phasen:

Begonnen hat der Wiederaufbau der Residenz bereits zu Kriegszeiten, 1944 bis Mai 1945. Das klingt paradox, ist aber nachvollziehbar. Zum einen wurden während der Kriegszeit nicht nur Aufräumarbeiten getätigt, sondern alles wertvolle Inventar aus der Residenz entfernt: Möbel, Leuchten, Gemälde. Hermann Neumann schreibt, dass die Herren Hertwig, Esterer, Thoma und nicht zuletzt Tino Walz unablässig tätig waren, „um die Bergung des Kunstgutes zu organisieren, die Ablichtung bedrohter Schmuckformen zu leiten, zu zeichnen und zu messen und, was nicht allzu fest verankert ist, oft kurz vor dem Fall der Bomben aus dem Haus zu schleppen.“

Dass noch während des Krieges die Residenz nicht nur ausgeräumt, sondern zeichnerisch und fotografisch akribisch dokumentiert werden konnte, überrascht. War das nicht Defätismus, demonstrierter Mangel an Zuversicht mit Blick auf den „Endsieg“? Erstaunlicherweise wurde da tatsächlich nichts an der Gestapo vorbeigemacht, sondern auch aufgrund von Anweisungen „von oben“.

Die Preziosen aus der Schatzkammer wurden zunächst in Neuschwanstein verwahrt. Da dort jedoch auch eine Fülle von gestohlenem Kunstgut der Nazis gelagert wurde, brachte Tino Walz die Gegenstände in einer abenteuerlichen Fahrt in einem Personenwagen, der auf dem Dach hoch beladen war, an den Tegernsee. Eine eigene, abenteuerliche Geschichte. Man kann mit Recht vermuten, dass der Wiederaufbau der Residenz nicht in Angriff genommen worden wäre, wären nicht so viele Kunstwerke durch Auslagerung erhalten geblieben oder zumindest dokumentiert worden.

Die ersten Jahre nach dem Krieg waren auch bestimmt von einer heftigen Auseinandersetzung zwischen Tradition und Neuerung. Diese Auseinandersetzung zwischen Neueren und Traditionellen war bei den Bauwerken Residenz und Oper besonders heftig. Da ging es nicht nur um Kunstgeschichte und Stilfragen, sondern auch um politische Auseinandersetzungen. Sollte man diejenigen Bauten, die von nicht-demokratischen Herrschaftssystemen, von Herzögen, Kurfürsten und Königen hochgezogen wurden, wiederstellen, wenn doch nach zwei entsetzlichen Weltkriegen endlich eine Zukunft mit neuer, demokratischer und bürgerlicher Gesellschaft aufgebaut werden sollte. Jede Mark für die Wiederauferstehung der alten Pracht wurde damals umgerechnet in Arbeiterwohnungen, Schulen und Straßen. Die Auseinandersetzung nach 1945 war nicht nur ästhetischer Streit, sondern auch ideologische Auseinandersetzung. Daraus entwickelt sich auch das, was der Generalkonservator dargelegt hat: Eine Auseinandersetzung darüber, was Denkmalschutz sein soll.

Genau ein Jahr vor Kriegsende, am 8. Mai 1944, hatte Professor Rudolf Esterer die „Bauleitung Residenz“ gegründet, die direkt dem Finanzministerium unterstellt wurde. Diese Bauleitung organisierte die zweite Phase der Aufräumarbeiten. Schon in den ersten Wochen nach Kriegsende begannen intensive Aufräumarbeiten, vor allem im Grottenhof (siehe Foto, Seite 27). Dort konnte am 28. August 1945, also keine vier Monate nach der Kapitulation, das erste Grottenhofkonzert stattfinden, dem weitere Konzerte nachfolgen sollten.

Diese Konzerte waren nicht nur Ausdruck des Friedenswillens der Bürger, Zeichen der Normalisierung, sondern dies war auch ein Signal für das Verständnis von Politik, Verwaltung und Bürgerschaft, wie man mit der Residenz in Zukunft umgehen wollte. Dort, wo Jahrhunderte die Exklusivität der Regierenden ihren Platz hatte, von wo aus die Bürger regiert und beherrscht wurden, okkupierten die Bürger Münchens ab 1945 auf ihre Art den gesamten Komplex – und zwar vom ersten Moment an.

Kurze Zeit später fand ein zweiter Akt solch bürgerlicher Besitznahme statt in der Residenz: Am 6. Mai 1946 wurde das Brunnenhoftheater eingeweiht, das in den ersten Jahren nach dem Krieg an erheblicher Bedeutung gewann. Es hatte dort seinen Platz, wo heute der überglaste Comité-Hof ist und Herzog Albrecht V. im 16. Jahrhundert ein Ballhaus errichtet hatte. An den ersten Intendanten des Brunnenhof-Theaters, Paul Verhoeven, erinnert am

Rande des Comité-Hofes heute eine Büste.

Diese Besitznahme einer Residenz durch Einrichtung einer demokratischen Bürgergesellschaft setzte sich später umfassend fort: Durch den Einzug der Akademie der Wissenschaften im Nordosten, durch die Akademie der Schönen Künste im Obergeschoss des Königsbaus und – vorübergehend – durch die Ansiedlung der Max-Planck-Gesellschaft im Konzertsaaltrakt gegenüber der Theatinerkirche. Die umfassende Wandlung der Nutzung der Residenz, die Besitznahme fürstlicher Räume durch die Republik, vollzog sich nicht nach dem Ende des Ersten Weltkriegs, nach dem revolutionären Umsturz, sondern fand umfassend erst nach dem Zweiten Weltkrieg statt.

In der zweiten Hälfte der 50er Jahre kam die große „Dachaktion“, in der dann endlich alle Bauakte gesichert wurden. Allein im Jahr 1957 wurde in der Residenz sechsmal Richtfest gefeiert. Das letzte davon fand im Januar 1960 für das Dach über dem Hofgarten-trakt statt.

IV. Größere Baumaßnahmen

Wenn man von der „Dachaktion“ absieht, fand die erste wirklich große Baumaßnahme in der Residenz Anfang der 50er Jahre statt. Auch sie diente der kulturellen Nutzung der Bürgergesellschaft. Esterer ließ den Thronsaal des klassizistischen Festsaalbaus am Hofgarten zwischen 1951 und 1953 umbauen. Der Bayerische Rundfunk hatte Druck ausgeübt; er brauchte einen Saal für seine Konzerte und seine Orchester. Der Bayerische Rundfunk hat dazu auch 2,5 Millionen DM für die Umbaukosten zur Verfügung gestellt, damals ein großer Betrag, der für die Umgestaltung auch ausreichte. Die Herkules-Gobelins aus dem 16. Jahrhundert, die in Antwerpen gewirkt worden und eigentlich für das Schloss Dachau vorgesehen waren, kamen in diesen neuen Saal und gaben ihm den neuen Namen *Herkulesaal*. Mit der Umgestaltung des Thronsaales in den Herkulesaal begann die zweite Phase des Wiederaufbaues der Residenz.

An diesem Umbau ist übrigens die Freundschaft zwischen Tino Walz und Professor Esterer zerbrochen: Esterer war der Pragmatiker, Walz eher doktrinärer Denkmalschützer, der wollte, dass geschichtstreu wiederhergestellt wird, ganz im Sinne Dehios. Ich kann nicht umhin, heute Esterer für seine Entscheidung zu loben, die es ermöglichte, dass der Herkulesaal bereits im März 1953 eröffnet werden konnte.

Für den weiteren Aufbau in dieser Zeit war dann Otto Meitinger zuständig, der 1953 als „junger Kerl“, wie er selber sagte, Residenzbauchef wurde. In Erzählungen meinte er immer, dass er nur deshalb mit diesem Posten betraut wurde, da man annahm, dass in den 50er und auch noch in den 60er Jahren ohnehin in der Residenz nicht viel passieren könne aufgrund der harten Konkurrenz mit den Bauten, die für die Funktionsfähigkeit einer Gesellschaft zwingend waren. Diese Einschätzung sollte sich jedoch als falsch erweisen und zwar durch eine termingetriebene Weiterentwicklung.

V. Termingetriebene Weiterentwicklung

Der erste bedeutende Termin für den Baufortschritt war die 800-Jahr-Feier der Landeshauptstadt München im Jahr 1958. Der Freistaat Bayern wollte das Nationaltheater termingerechtere zur 800-Jahr-Feier wiederherstellen, diesen Bau gewissermaßen den Bürgern Münchens zum Jubiläumsgeschenk machen. Doch ab dem ersten Halbjahr 1956 war

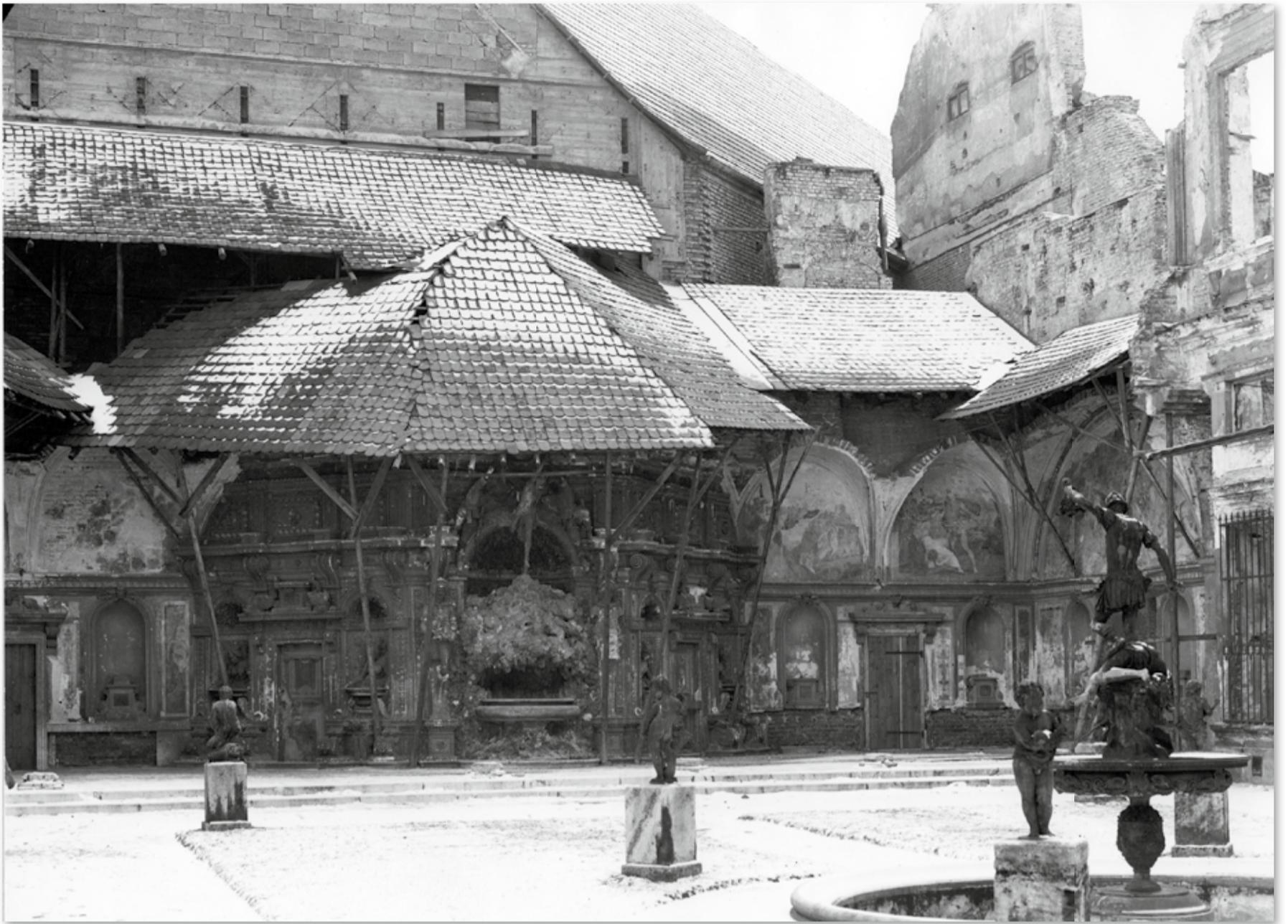


Foto und Copyright: Bayerische Schlösserverwaltung

Der Grottenhof der Münchner Residenz mit Notdächern, die eine weitere Zerstörung durch Regenwasser verhindern sollten.

klar, dass dies terminlich nicht möglich war, obwohl auch im Jahr 1957 noch an der Ruine des Nationaltheaters ein großes Transparent hing mit der Aufschrift: „Das Nationaltheater muss bis zur 800-Jahr-Feier der Stadt München wieder aufgebaut werden.“

Otto Meitinger erzählt, dass erst Mitte 1956 an die Residenzbauleitung völlig überraschend die Frage gerichtet wurde, ob der Wiederaufbau des alten Residenztheaters bis zur 800-Jahr-Feier der Stadt München im Juni 1958 möglich wäre. Viele haben gesagt: „Das ist völlig unmöglich!“ Die Residenzbauleitung war gleichwohl mutig und sagte zu, das Cuvilliés-Theater termingerecht wieder herzustellen. Dies war zumindest aus zwei Gründen sehr ambitioniert:

Zum einen hatte sich an der Stelle des alten Cuvilliés-Theaters bereits ein neues etabliert: das Residenztheater. Das Staatsschauspiel hatte sehr deutlich „ein vielseitig beispielbares, modernes Schauspielhaus gefordert“ und sich gegenüber dem Denkmalschutz durchgesetzt. Schon 1951 war dieses neue Theater fertig.

Zum anderen war die Logenverkleidung des Cuvilliés-Theaters zwar gerettet worden durch Auslagerung. Der Zustand der Holzteile – vielfach von der Größe einer Fünf-Mark-Münze – war aber von sehr unterschiedlichem Zustand: Diejenige Hälfte, die im Obinger

Pfarrheim deponiert worden war, war trocken; die im Keller der Befreiungshalle Kelheim gelagerten Stücke waren feucht und noch mehr zerstückelt. Beide Sammlungsteile mussten unterschiedlich bearbeitet werden. Die Residenzbauleitung entschied, das Theater in den sogenannten Apothekerstock einzusetzen, der innen völlig ausgebrannt war. Der Vorteil dieses Baukomplexes der Residenz für die Umpflanzungsidee war, dass das hohe Bühnenhaus in die Hülle der Außenfassade passte.

Diese Umsetzung des Cuvilliés-Theaters ist in zweifacher Hinsicht ein geradezu sensationeller Vorgang des Wiederaufbaus der Residenz.

- Zum einen wurde die Umsetzung des Cuvilliés-Theaters terminlich rechtzeitig fertig. Am 14. Juni 1958, dem Stadtgründungstag, konnte dort eine großartige Figaro-Aufführung bewundert werden.
- Zum anderen kostete dieser „Neubau“ nur fünf Millionen DM! Zum Vergleich: Die Grundrenovierung des Cuvilliés-Theaters, die im Jahr 2008 abgeschlossen werden konnte – und auf die ich noch eingehen werde – kostete 25 Millionen Euro. Dieser Vergleich zeigt, dass der Versuch, die Gesamtkosten des Wiederaufbaus der Residenz zu taxieren, nur durch zeit-

orientierte Wertanpassung annähernd gelingen kann. 2,5 Millionen 1953 für den Herkulesaal, 5 Millionen 1958 für das Cuvilliés-Theater: Das ist mit späteren Kostenniveaus überhaupt nicht zu vergleichen.

VI. Die 60er Jahre

Tino Walz hat den Fortgang der Ausbaumaßnahmen von 1960 bis zum Jahr 1985 in einem persönlichen Register notiert. Demnach waren auch die 60er Jahre zunächst bestimmt von bedeutenden Terminen: Zum Eucharistischen Weltkongress fand im Jahr 1960 in der Residenz die Ausstellung „Eucharistia“ statt. Dafür mussten eine Reihe von Räumen gereinigt und erneuert werden. Ein nächster besonderer Termin war der Besuch von Charles de Gaulle in München. De Gaulle nächtigte im Königsbau; auch hierfür mussten größere Renovierungsarbeiten vorangetrieben werden. Bedeutsam ist in den 60er Jahren auch der Ausbau der Räumlichkeiten für die Max-Planck-Gesellschaft in drei Stufen: 1961, 1964 und 1968, sowie die Verlegung des spanischen Kulturinstitutes in den Torbau am Kronprinz-Rupprecht-Hof.

Zum Stichwort Max-Planck-Gesellschaft mache ich einen kurzen Zeitsprung nach vorne: Die Zentrale der Max-Planck-Gesellschaft war in der Residenz zwar angemessen und repräsen-

tativ untergebracht, hatte aber viel zu wenig Räume. Nach der Wiedervereinigung gab es starke Bestrebungen, diese Zentrale in die neuen Bundesländer zu verlegen: Man brauchte dort dringend Institutionen, die sich in den ziemlich heruntergekommenen ostdeutschen Städten etablieren konnten. Der Freistaat Bayern wehrte diesen Abzug dadurch ab, dass er das Gelände direkt neben der Staatskanzlei – einmal benannt als „Marstallplatz-Nord“ – kostenlos für einen Bau zur Verfügung stellte. Dieser Art von Bestechung konnte die Max-Planck-Gesellschaft nicht widerstehen.

Die Räume der Max-Planck-Gesellschaft wurden, nach einer Zwischennutzung durch die Oper, wieder von einer Akademie genutzt: der *acatech*, der Deutschen Akademie für Technikwissenschaften. Dem damaligen Vorsitzenden von *acatech*, dem BMW-Manager Milberg, stellte ich im Jahr 1999 die freigewordenen Räume der Max-Planck-Gesellschaft zur Verfügung – bis diese, zehn Jahre später, auch *acatech* zu eng wurden. Heute residiert diese Akademie am Karolinenplatz. Eine eigene Geschichte der Stadtentwicklung.

VII. Die 70er Jahre

Ab den 70er Jahren kam der Ausbau der Residenz große Schritte voran: 1970 wurde die heimatlose ägyptische Samm-

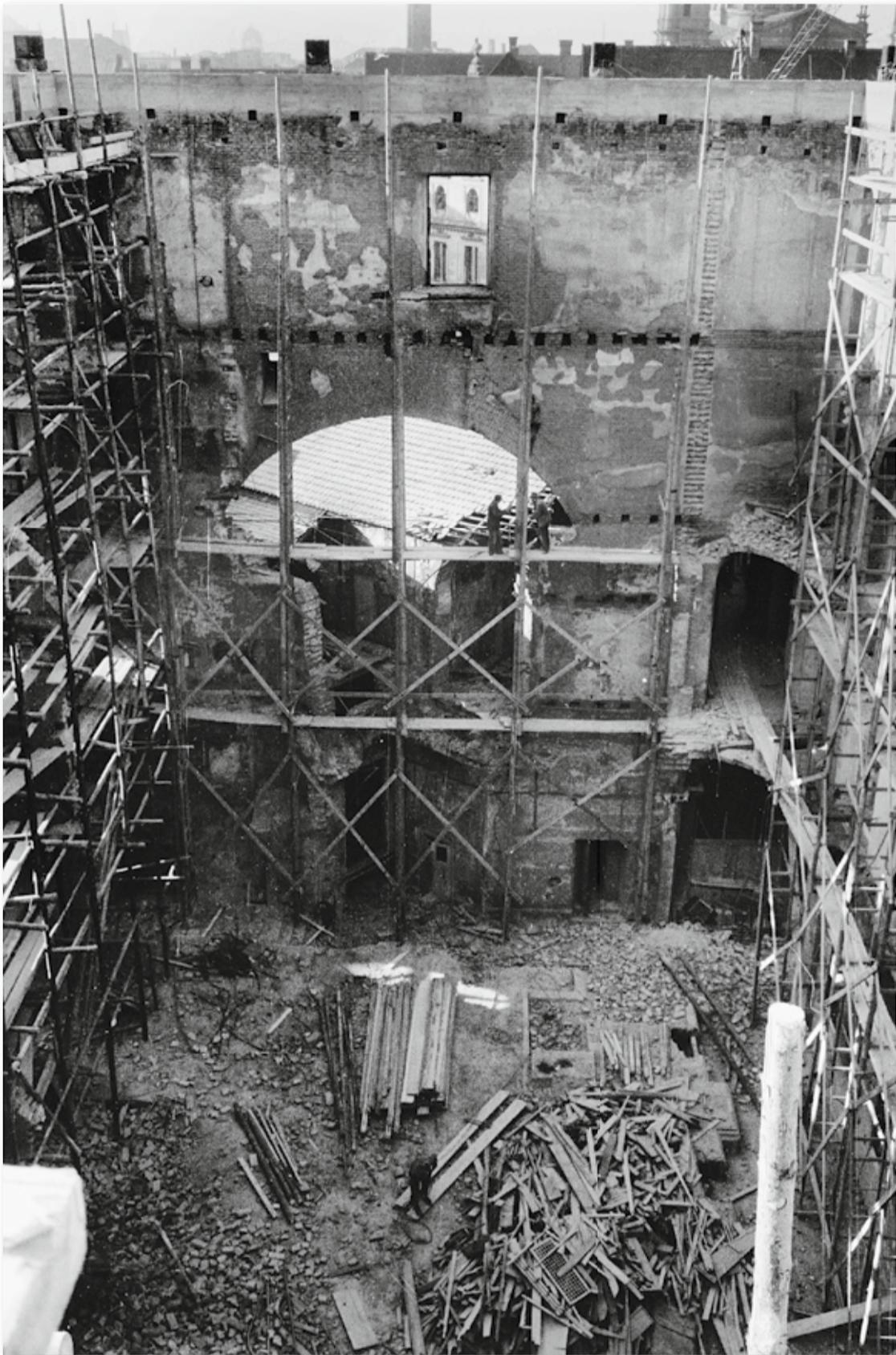


Foto und Copyright: Bayerische Schlösserverwaltung

Blick in das völlig zerstörte Cuvillés-theater.

lung im Hofgartentrakt etabliert. Im gleichen Jahr starteten zwei Maßnahmen: Zum einen wurde die Ruine der Allerheiligen-Hofkirche wenigstens gesichert und die Pfälzer Weinprobierstuben kamen in den Viersäulensaal. 1972 bekam die Bayerische Akademie der Schönen Künste die ehemaligen Blumensäle des Königsbaus und des Residenzmuseums wurden nach und nach renoviert: Trierzimmer, Grüne Galerie, Schlachtensaal im Königsbau, die Wiederherstellung der Deckenmalerei im Schwarzen Saal.

Die Zeit 1980 bis 1990 war dagegen gekennzeichnet für eine relativ langsamere Gangart des Ausbaus und das vor allem aus zwei Gründen.

Man wollte, erstens, qualitativ beste Restaurationsarbeit leisten – und die dauerte und war teuer. Das extremste

Beispiel langer Bemühungen um ein Kunstwerk war die Wiederherstellung des Miniaturen-Kabinetts. 15 Jahre lang wurde an dieser kleinen roten Rokokokammer gearbeitet; erst im Jahr 2001 konnte ich sie wieder zugänglich machen. Die Restauratoren könnten ein Buch schreiben alleine über diese Maßnahme.

Das zweite war der permanente Kampf mit anderen Bauprojekten der Schlösserverwaltung. Natürlich gab es auch innerhalb der Schlösserverwaltung das Ringen um Prioritäten; auch außerhalb Münchens mussten Ruinen beseitigt, Räume erneuert und Dächer repariert, kaputte Burgen wieder zugänglich gemacht werden. Und die Gesamtheit der Schlösserverwaltungsbauten stand ihrerseits in Konkurrenz mit einer Vielzahl von anderen Maßnahmen, die ge-

rade in den Jahren bis 1990 unter der Überschrift „zukunftsfähige Infrastruktur“ zwingend waren.

Auf diese Weise ist erklärlich, dass der Kaisersaal mit Vierschimmelsaal und Kaisertreppe sowie der Max-Joseph-Saal erst 1985 an die Reihe kamen. Mit Kaisersaal und Max-Joseph-Saal sind diejenigen Räume wiederhergestellt worden, die heute am intensivsten genutzt werden: Neujahrsempfang des Ministerpräsidenten, Konzerte, festliche Veranstaltungen, Tagungen. Dass diese Säle der Residenz erst 40 Jahre nach Kriegsende wieder in altem und zum Teil neuem Glanz erstanden sind, zeigt die Schwierigkeit des Wiederaufbaus.

VIII. Zwei Fälle aus der Spätzeit

Auch um die Jahrtausendwende war die Wiederherstellung der Residenz noch nicht abgeschlossen. Aus den Maßnahmen im neuen Jahrtausend will ich zwei herausgreifen: Die Wiedernutzbarmachung der Allerheiligen-Hofkirche (siehe Foto Seite 29) sowie die Brandsicherung und Grundrenovierung des Cuvillés-Theaters (siehe nebenstehendes Foto).

Es gibt keinen Teil der Residenz, der nach dem Krieg so heftig umstritten war wie die Allerheiligen-Hofkirche. Der von Ludwig I. nach dem Beispiel der *Cappella Palatina* errichtete Kirchenraum war völlig zerstört und gestattete in den 50er Jahren nur die Einlagerung von Bühnenmaterial. Dafür musste die Schlösserverwaltung jedoch das Ordinariat der Katholischen Kirche um Erlaubnis fragen, denn es handelte sich nach der damaligen Interpretation eindeutig um einen Kirchenraum.

Schon im Jahr 1954 begann die Debatte um die architektonische Qualität des Klenze-Baus, eine Debatte, die vor dem Krieg schon von einigen besonders Klugen angezündet worden war. Auch ein Gutachten der Bauabteilung der Schlösserverwaltung vom 22. November 1954 stellte fest, dass die Allerheiligen-Hofkirche das „schwächste Werk“ von Klenze sei. Derartige Beurteilungen förderten die Bereitschaft, die trostlose Ruine völlig zu beseitigen. Was keine architektonische Qualität besitzt, muss nicht gerettet werden!

Im Oktober 1963 kam ein weiteres Papier der Schlösserverwaltung, in dem es schlicht und einfach hieß: „Der Bauzustand ist so schlecht, dass ein Wiederaufbau der vorhandenen Reste nicht mehr möglich ist. Es wäre demnach gegebenenfalls erforderlich, die Ruine vollkommen abzutragen, neu zu fundamentieren und dann aufzubauen. Das würde bedeuten, dass der Kirchenbau Klenzes, der an sich eine Kopie war, abermals kopiert würde... das wäre denkmalpflegerisch nicht zu verantworten.“ Diese Auffassung wurde übrigens vom Vorgänger von Professor Pfeil, Generalkonservator Dr. Kreisel, geteilt.

Daraufhin kam im Jahr 1963 die Politik ins Spiel. Auf eine Anfrage der FDP-Landtagsabgeordneten Hildegard Hamm-Brücher antwortete der damalige Finanzminister Eberhard. Vor allem verwies der Minister auf ein Gutachten der Akademie der Schönen Künste vom 22. Oktober 1963. Dieses Gutachten zeichneten nicht nur der Präsident, Emil Preetorius, sondern fast sämtliche große Architekten der damaligen Zeit: Hermann Kaspar, Josef Wiedemann, Franz Hart, Rudolf Esterer, Toni Stadler, Karl Knappe. Sie haben in ihrem Gutachten in kaum überbietbarer Arroganz festgestellt, dass die Ruine der Allerheiligen-Hofkirche an der alten Stelle nicht wieder aufgebaut werden darf. „Soweit die Dinge heute liegen, ist der Platz der Kirchenruine für neue Konzeptionen weit wertvoller als für den Neubau einer Kopie. Vor diesem Hintergrund lehnte das Plenum des Bayerischen Landtages am 19. Dezember 1963 ab, Haushaltsmittel für den Wiederaufbau der Allerheiligen-Hofkirche bereitzustellen. Das Ende der Allerheiligen-Hofkirche!

Doch es gab einen Mann der Schlösserverwaltung, der das weniger gut fand: Toni Beil, der Nachfolger von Otto Meitinger im Residenzbauamt. Beil ließ den Beschluss des Landtages in aller Ruhe in der Schublade liegen und wartete und wartete. Das Warten wurde belohnt. Da kam ein Politiker, den wir heute mit Recht den Vater des bayerischen Denkmalschutzgesetzes nennen, Erich Schosser, der als frisch gewählter Landtagsabgeordneter einen Antrag mit Datum vom 28 April 1967 stellte mit dem



Foto und Copyright: Bayerische Schlösserverwaltung

Die Allerheiligen Hofkirche wurde durch die Bomben im Krieg vollständig zerstört.

Wortlaut: „Die Allerheiligen-Hofkirche in München wird in einen zunächst baulich gesicherten Zustand versetzt.“ In einer abendlichen, kuriosen Plenarsitzung des Bayerischen Landtages, wurde diesem Antrag mit knapper Mehrheit zugestimmt. Dadurch war die Kirche zunächst gerettet.

Daraufhin gab es aber lange Jahre des Stillstands, da die Verantwortung für die Allerheiligen-Hofkirche bei der Katholischen Kirche lag. 1970/1971 brachte Hans Döllgast ein leicht anmutendes Holzdach über den Kirchraum an, aber außer einigen seltsamen Ausstellungen fand in der Kirche nicht viel statt. Seitens des erzbischöflichen Ordinariats wurde auf die ausdrückliche Zusage des Staates Wert gelegt, dass das Kirchenschiff der Nutzung durch die katholische Kirche vorbehalten bleibt. Dies nutzte insbesondere Monsignore Gerhard Ott, der Künstlerseelsorger der Erzdiözese, zu manchen Aktivitäten – und zu öffentlichen Ausfällen gegenüber dem Staat. Es gab ein langes Hin und Her zwischen Staat und Kirche, es wurden immer neue Vertragsentwürfe gemacht, Gespräche geführt, öffentlich gestritten.

Das Ringen um einen Vertrag mit konkreten Festlegungen für die Nutzung wurde aber plötzlich ebenso irrelevant wie die Öffentlichkeitsarbeit von Monsignore Ott. Im Ordinariat wies ein junger Jurist, Lorenz Wolf, in einem Vermerk vom 4. Oktober 1999 an Kardinal Wetter unmissverständlich darauf hin, dass die Kirche auf der Basis der falschen Rechtsinterpretation kämpfe. Seine Rechtsauffassung war die des Finanzministeriums: Die Allerheiligen-Hofkirche war durch die totale Zerstörung in ihrem Charakter als Kirche untergegangen, folglich war die vollständige Zuständigkeit für einen Wiederaufbau beim Freistaat Bayern. Der junge Jurist ist heute Leiter des Katholischen Büros und Vorsitzender des Rundfunkrates...

Zur Absegnung dieser nunmehr gleichen Rechtsauffassung fand am 9. März 2000 ein Treffen von Kardinal Wetter mit Ministerpräsident Stoiber in der Staatskanzlei statt. Wesentliches Ergebnis des Gesprächs war ein Briefaustausch, in dem festgestellt wird, dass der Freistaat Bayern in Zukunft die alleinige Verantwortung für die ehemalige Kirche trägt und den Raum nur zu solchen Veranstaltungen nutzen wird, bei denen berücksichtigt ist, dass der Raum ehemals eine Kirche war.

Nach diesen Klarstellungen konnte ich im Jahr 2000 einen europaweiten Architektenwettbewerb ausschreiben, den im August 2000 das Architekturbüro Guggenbichler & Netzer gewann. Das Architektenehepaar schreibt rückblickend: „So mussten alle Eingriffe mit größtmöglicher gestalterischer Zurückhaltung, aber dennoch deutlich ablesbar in zeitgenössischer Formsprache erfolgen; die Wirkung des Klenze-Rohbaus sollte gesteigert werden und das neu Eingefügte klar erkennbar bleiben.“

Wer heute die Allerheiligen-Hofkirche betritt, ist beeindruckt von der klaren, souverän ruhigen Architektur Klenzes. Dieser heutige Zustand widerlegt in beeindruckender Weise die Auffassung der Architekturklasse der Akademie der Schönen Künste aus dem Jahr 1963. Ich meine: Eine schöne Widerlegung durch die Praxis des Wiederaufbaus.

Noch eine Randbemerkung hinzu: Dass im Zuge der Wiederaufbaumaßnahmen der Allerheiligen-Hofkirche auch der Kabinetts Garten, zwischen Apothekerstock und Kirche gelegen – durch die Planung von Peter Kluska gelungen ist, können wir insbesondere bei lauen Sommerabenden nach einer Veranstaltung genießen. Fritz Koenigs Flora III ist die Seele dieses wunderbar ruhigen Raumes inmitten der hektischen Innenstadt.

IX. Die zweite Auferstehung des Cuvilliés-Theaters

Otto Meitinger hatte mit einer außergewöhnlich engagierten Mannschaft das Cuvilliés-Theater in knapp zwei Jahren in den Apothekerstock gepflanzt. Und das zwischen einer Zeit, in der es noch vielfach an technisch einwandfreiem Material mangelte. So stellten wir Ende 2000 fest, dass die gesamte Stromversorgung des Hauses im wahrsten Sinne des Wortes brandgefährlich war. Die sofortige Abschaltung des bestehenden Stromkreises war die Konsequenz. In diesem Zusammengang erstellte das Hochbauamt München I eine Liste mit den notwendigen Reparaturmaßnahmen. Die intensive Nutzung des Kleinosds seit dem Jahr 1958 hatte alle Bereiche des Hauses sehr stark in Anspruch genommen. Kleinere Reparaturen reichten nicht mehr.

Das war nun in einer Zeit, in der es allen Gebietskörperschaften in Deutschland finanziell miserabel ging: Die Teuerschätzungen in den Jahren ab 2000, achtmal in Folge, waren immer schlechter geworden. Eine Kaskade des Steuerfalls. Deshalb erteilte das Finanzministerium der Bayerischen Schlösserverwaltung am 27. Mai 2003 den Auftrag, eine Klärung herbeizuführen, ob, ich zitiere, „ein baulich-restauratorisch sinnvolles Sanierungspaket gebildet werden kann, das die Dimension einer Generalsanierung unterschreitet. Mit dieser Vorgabe wurde das Hochbauamt München I tätig. Behördenleiter Kurt Bachmann legte am 11. Dezember 2003 ein Papier vor, in dem sechs Sanierungsvarianten festgehalten wurden, mit Kosten zwischen 100 000 und 22 Millionen Euro.

In miserablen finanziellen Zeiten eine schwierige Entscheidungssituation. Meine Haushaltsabteilung war natürlich für eine der billigen Varianten. Sollte man, so die damalige Auffassung, die

teuerste Variante mit 22 Millionen wählen, würde das, wir schrieben das Jahr 2000, eine Fertigstellung erst im Jahr 2015 bedeuten. 15 Jahre herumbasteln im Cuvilliés-Theater und 15 Jahre Schließung? Das war nicht zu akzeptieren. Ich wollte, wenn schon, die 22-Millionen-Variante, die auch die Staatsoper bevorzugte!

In dieser Situation lag die Überlegung nahe, die Bürger Bayerns an der unmittelbaren Finanzierung zu beteiligen. Deshalb gründete ich das Comité Cuvilliés. Unter der Schirmherrschaft von Herzog Franz von Bayern und dem Vorsitz von Roland Berger taten sich Dirk Ippen, Otto Meitinger, der erst kürzlich verstorbene Hubert Menacher, Heribert Näger von der Siemens Kunststiftung, Dieter Rampl von der Hypo Vereinsbank, Dieter Soltmann und ich zusammen. Paragraph 2 dieser Satzung schrieb vor: „Zweck des Vereins ist die Förderung der Wiederherstellung und Erhaltung des Cuvilliés-Theaters und anderer Baudenkmäler im Freistaat Bayern.“

Schon bei der ersten Zusammenkunft legten Roland Berger und Dirk Ippen spontan je 100.000 Euro auf den Tisch; „um ein Zeichen zu setzen“, wie sie meinten. Unterstützt wurden in der folgenden Zeit die Bemühungen des Vereins durch ein großes Kuratorium und durch viele Unterstützer aus dem Kulturbereich. Der Verein setzte sich, entsprechend dem Beispiel der Pinakothek der Moderne, das Ziel, 10 Prozent der Bausumme, also 2,2 Millionen an Spenden einzuwerben. Durch eine Vielzahl von Spenden, aber vor allem auch durch das Engagement der Ernst-von-Siemens-Kunststiftung mit dem großartigen Heribert Näger, die alleine 1,85 Millionen leistete, stellte dieser Bürgerverein nicht lediglich 2,2 Millionen, sondern letztlich 5 Millionen zur Verfügung. Dieser große Erfolg machte es möglich, eine Idee der Bauleute der Schlösserverwaltung und des Hochbauamtes zu realisieren, den achteckigen Vorraum des Cuvilliés-Theaters zu überglazen. Kostenpunkt 1,5 Millionen. Aus Dankbarkeit beschloss der Freistaat diesen wunderbaren Raum Comité Hof zu nennen.

Dies ist ein wunderbares Beispiel dafür, wie Wiederaufbauarbeit auch massiv unterstützt werden kann von Institutionen der Bürgerschaft. Ein Beispiel hierfür ist in München der Erfolg der „Freunde des Nationaltheaters“, ein weiteres die am 2. März 1994 gegründete „Stiftung Pinakothek der Moderne“, die das 10-Prozent-Ziel für privates finanzielles Engagement beispielhaft vorerzert hat. Und in diese Reihe gehört das Comité Cuvilliés. So konnte das Cuvilliés-Theater am 14. Juni 2008 mit einem Staatsakt wiedereröffnet werden. Eine zweite Wiedergeburt des zweifellos schönsten Rokokotheaters der Welt.

Der Wiederaufbau der Allerheiligen-Hofkirche, Grunderneuerung des Cuvilliés-Theaters: dies waren nicht, wie wir ursprünglich meinten, die Schlusspunkte des Wiederaufbaus der Residenz. Der Abschluss der Renovierungen der klassizistischen Räume im Königsbau im letzten Jahr und die laufende Instandsetzung der Gelben Treppe in diesem Königsbau von Ludwig I. belegen, dass für einen großen Komplex wie die Residenz das Gleiche gilt wie für große gotische Dome. Man braucht dort „Dombau-Hütten“. In der Residenz braucht man eine „Residenzbau-Hütte“ und das ist die Bauabteilung der Schlösserverwaltung. Über diese Hütten-Arbeit wird nunmehr Hermann Neumann berichten. □

Jüngste Interventionen an Klenzes Königsbau. Der lange Weg zur Pyramide

Hermann Neumann

Der ungewöhnliche Blick auf unseren Königsbau ist nicht vom Hub-schrauber oder, moderner, von einer Drohne aufgenommen. Das Foto entstand auf der Suche nach jenem Standort, den die Kupferstecher des 17. und 18. Jahrhunderts eingenommen haben, um das Münchner Stadtschloss von seiner damaligen Schokoladenseite aus, von Westen her, der Nachwelt zu überliefern.

Die südliche Turmkuppel der Theatinerkirche bot schließlich die gewünschte Aussicht – die nicht zuletzt enthüllte, wie elegant Leo von Klenze sein (neben der Petersburger Eremitage) prestigeträchtigstes Bauwerk, mit einem eigenen kleinen Palazzo für die Königin, um die Ecke geführt hat.

Der Zusatz im Titel, „Ein langer Weg zur Pyramide“, soll Sie auf eine nach vorn gewandte Betrachtungsweise einstimmen, die jüngere Errungenschaften für unser Schloss mit einem Ausblick auf unvermeidbare künftige Anstrengungen verbinden will.

Spätestens seit Oktober 1835 besitzt die Münchner Residenz eine neue Schauseite, die sich – über 30 Meter oder 100 Fuß hoch – respektgebietend dem Zentrum der Bürgerstadt zuwendet. Auch der moderne Betrachter verbindet mit Klenzes Monumentalbau weit eher eine Herrschaftsarchitektur als mit der düsteren Straßenfront – weil sie, mit dem Max-Joseph-Platz, spürbare Distanz aufbaut. Wer nun aber denkt, der Königsbau hätte über alle klassischen Attribute eines Schloss-Entrees verfügt – (Vestibül, Gartensaal, Prachtstiege, Gartensaal, Festsaal) oder würde zumindest heute über solche verfügen, sieht sich enttäuscht.

I. Historische Erschließungswege in der Münchner Residenz

Wenn der Königsbau und der anschließende Innenhof bis 1918 als repräsentativer Zugang keine Rolle spielten, lag dies nicht zuletzt an der komplizierten Baugeschichte der Palastanlage. Im Süden befanden sich bis zur Säkularisation zwei Ordensniederlassungen – weshalb sich das Zeremoniell festlicher Aufzüge ausschließlich von Westen her entwickelte. Das Reichsoberhaupt zog über Kaiserhof und Kaiserhof zur *Kaisertreppe* – und erreichte von dort aus den großen Festsaal und seine Gästewohnung. Die Herzöge und Kurfürsten empfingen seit Maximilian I. ihre Gäste vom zentralen Brunnenhof aus, wo man über die nördliche *Breite Treppe* zum Herkulesaal (dem heutigen Max-Joseph-Saal) und durch die Flucht der Antichambres zum Audienzsaal gelangte. Hochrangige Gäste empfingen ihren Besuch über das Portal im Südgiebel des Brunnenhofs, um über eine Treppe aus der Zeit um 1600 zum *Schwarzen Saal* zu gelangen. Noch Kronprinz Ludwig nutzte diesen Zugang für protokollarische Anlässe, da er bis zu seiner Silberhochzeit im Jahr 1835 die vormaligen Kurfürstenzimmer, die sich nördlich anschließen, mit seiner Familie bewohnte.

Leo von Klenze mag darauf gehofft haben, im Zuge der Errichtung der neuen Königswohnung im Königsbau auch den zeremoniellen Aufgang zum Landesherrn neu ordnen zu können. Was



Dr. Hermann Neumann, Referent in der Bauabteilung der Bayerischen Verwaltung der staatlichen Schlösser, Gärten und Seen

hätte ihm sonst als Ersatzbau vorschweben sollen, als er versuchte, die *Grüne Galerie* des verhassten Vorgängers Cuvilliés zu beseitigen? Dieser hatte am richtigen Ort auch bereits eine aufwändige Treppenanlage errichtet, die sich wegen des intimen Charakters des beiderseits anschließenden Residenzgartens nicht für festliche Aufzüge eignete und bald schon zum Speisesaal umfunktionierte. Leo von Klenze beseitigte auch diesen vorsorglich bei Baubeginn.

Hier, am Ostende des neu gestalteten und nun nach Süden und Westen offenen Königsbauhofs, wäre der einzige sinnvolle Ort gewesen, um nach der Durchfahrt vom Max-Joseph-Platz aus das Hauptgeschoss des Palastes über eine neue Prachtstiege zu erreichen. Um Missverständnisse zu vermeiden sei darauf hingewiesen, dass die ausgeführte Mittelstiege des Königsbaus, die bis heute gut erhalten blieb, die Schlichtheit eines reinen Funktionsraumes besitzt und neben den rückwärtigen Nebenräumen lediglich jene Folge kleinerer Festsäle erschloss, in denen heute die Bayerische Akademie der Schönen Künste untergebracht ist.

In familiengeschichtlich begründeter Nostalgie verwehrt der König Klenze den Abbruch der *Grünen Galerie* und damit letztlich eine sinnvolle Erschließung des Schlosses von Süden her. Klenze musste die Kröte des erhalten bleibenden alten Zugangsweges schlucken, um nicht mehr als den verbliebenen Höhenunterschied von 4,20 Metern – mit der dann um so prächtigeren *Gelben Treppe* – zu überwinden. Hierauf wird zurückzukommen sein.

II. Zugang zum Residenzmuseum von 1958 bis 2001

Ein Museum kann grundsätzlich anders erschlossen werden wie eine Fürstentwohnung; die problematische Lösung für die eine schadet aber auch der anderen. Als man die Residenz nach dem Sturz der bayerischen Monarchie zu einem riesigen Museum machte, ver-

legte man den Eingang (nach einem ersten, schwer auffindbaren Anlauf aus dem Brunnenhof) ab Mai 1937 an den Max-Joseph-Platz. Hier schien eine halbwegs chronologische Abfolge vom Antiquarium der Spätrenaissance bis zur Raumkunst des Klassizismus am ehesten realisierbar zu sein. Das 1958 mit einem ersten Rundgang durch die Baugeschichte wiedereröffnete Museum behielt diese Form der Erschließung bei, noch dazu bereichert um eine neue Schatzkammer im östlichen Erdgeschoss des Königsbaus. So konnten die Besucher beider, getrennt voneinander organisierter Einrichtungen, in einem vergleichsweise winzigen Vestibül, mit Billetts, amtlichem Führer und – beim Verlassen – kleinen Souvenirs wie Dias oder Postkarten versorgt werden. Auch an eine bescheidene Kleiderablage war gedacht. Danach folgten zwei der reichsten und – im Fall des eigentlichen Schlosses – weitläufigsten Museen Deutschlands.

Man erinnert sich heute kopfschüttelnd an solch eine Lösung, die immerhin bis zur Schwelle unseres Jahrtausends gehalten hat. Bei lediglich 110.000 Gästen im Museum und 87.000 in der Schatzkammer (Zahlen des Jahres 1995) blieb ein übertriebenes Gedränge auch in der Regel aus. Haupt Hindernis für eine großzügigere Lösung war die Sperrung des Königsbauhofes für die nicht zahlende Öffentlichkeit – was einen ununterbrochenen Führungsweg bis knapp ans Ende der Besichtigung erlaubte und wohl auch für die Museumssicherheit von Vorteil war.

III. Erschließungslösung für die Residenzmuseen seit 2001

Es bedurfte schließlich eines Machtwortes aus dem unserer Verwaltung vorgesetzten Finanzministerium, um den Residenzmuseen einen nachhaltigen Innovationsschub zu verpassen. Landau landab wurde seit der Jahrtausendwende dafür gesorgt, Bayerns staatliche Schlösser mit modernen Empfangsräumen, Shops, qualitativem Andenkenverkauf und einer durchgängigen *Corporate Identity* reif für ein international verwöhntes und hoffentlich auch nicht vergreisendes Museumspublikum zu machen.

Die Öffnung des seit gefühlten zwei Jahrhunderten geschlossenen Portals im klassizistischen Seitenflügel an der Residenzstraße wirkte Wunder. Endlich erkannten die Flaneure auf der Einkaufsmeile, dass sich hinter dem damals noch düsteren Gemäuer unseres Schlosses ein lichter Hof verbarg, an dessen Ende eine noble Rokokofassade winkte. Neue rote Banner in den Torlunetten informierten endlich wirkungsvoll über das hier Gebotene. Im Grunde genommen drängten sich die Münchner und ihre Gäste aber ganz von selbst in den geheimnisvollen neuen Freiraum ihrer Stadt. Seither stiegen die jährlichen Besucherzahlen für Museum und Schatzkammer bis zur runden halben Million.

Cuvilliés' Portal zur *Grünen Galerie* wurde zum natürlichen Eingang in das Innere des Schlosses, die dahinter liegende *Alte Schatzkammer* nahm – erklärtermaßen provisorisch – den Shop und auch den Kartenverkauf auf. Die Garderobe ist in jüngster Zeit vom alten Eingangsraum im Vorfeld der Schatzkammer nach Norden, in den *Ersten Gartensaal* gewandert, um auch dem Sicherheitsaspekt mit Einziehung größerer Taschen und konservatorisch übler feuchter Kleidung gebotenen Raum zu geben. Ein ausreichend großer Versammlungs- und Orientierungsraum für die Gäste mit gut erreichbaren Toiletten, eine dezentere Ausgabe für Audioguides und vor allem eine direkte, rollstuhlgerechte Verknüpfung des Eingangs mit

dem Hauptgeschoss des Hauses und eine behindertengerechte Schatzkammer blieben aber immer noch Desiderat.

IV. Neubewertung der nordwestlichen Nebenraumzone des Königsbaus

Der unzugängliche Königsbauhof hatte durchaus auch den Charakter eines Werkhofs gehabt, an dessen Südseite die Schreiner der Residenzwerkstätten arbeiteten. Mit der Hoföffnung zog diese Einrichtung nach Schleißheim, wie die Bildhauer und Vergolder aus den darüber liegenden Geschossen die Residenz schon länger Richtung Nymphenburg verlassen hatten. Auch einzelne Dienstwohnungen für das Schlosspersonal waren nicht mehr praktikabel und wurden aufgelöst. Somit war eine Nachnutzung für die auf vier Geschosse verteilten ehemaligen Dienst- und Privaträume der Königsfamilie gefragt.

Zunächst fand hier, im Erdgeschoss, eine Ausstellung zum Thema *Das Libretto* im Rahmen des Münchner Opernjubiläums 2003 statt. Die Schlösserverwaltung konnte den niveauvoll gestalteten provisorischen Ausbau des Münchner Architekten Wenz übernehmen, um hier die ursprünglich in der Alten Schatzkammer (jetzt Kasse und Shop) gezeigte Schau über Zerstörung und Wiederaufbau des Schlosses im und nach dem II. Weltkrieg neu und großzügiger zu präsentieren.

Durch ein Großfoto des eingestürzten Antiquariums mit den Titel-Schlagwörtern betrat man einen Gang, der die seitlich gelegenen Kabinette erschloss und mit Großdias vor den Fenstern die unwiederbringlichen Verluste des großen Brandes vom April 1944 zeigte. Ein erster Schauraum führte in die Bemühungen um Dokumentation des Bestandes in Form von Fotos, Malerei, Zeichnung und mittels Spolien ein. Es folgte ein Erinnerungsort an die Kriegszeit mit einer (zunehmend desaströsen) Folge von Zerstörungsbildern. Die restlichen Räume waren, mit Bildern und charakteristischen ramponierten Fundstücken aus der jeweiligen Epoche, den drei großen Phasen des Wiederaufbaus gewidmet.

Zusammen mit den vom üblichen Museumsrundgang abgetrennten Nibellungensälen war das westliche Erdgeschoss des Königsbaus kostenlos zugänglich, was dankbar vom Publikum und den professionellen Stadtführern angenommen wurde. Auch dem übrigen Museum wurden so neue Interessenten zugeführt. Entscheidender Gewinn der kleinen temporären Schau war aber die Erkenntnis, dass sich der auch klimatisch günstige, nach Norden orientierte Schlossflügel bestens als Präsentationsfläche eignete.

V. Sicherung der Bausubstanz im Gefolge der 2007 eingeleiteten Technikanierung

Ausgelöst durch eine bevorstehende Umstellung der Fernwärmeversorgung für die Umgebung der Residenz, immer deutlichere Defizite bei den Installationen aus den 50er Jahren und zunehmend verschärften Vorschriften hinsichtlich Brandschutz, Energieeinsparung und Hygiene, musste seit den mittleren Nuller-Jahren über eine fundamentale technische Erneuerung nachgedacht werden. Parallel lief auch die – aus ähnlichen Gründen nötige – Restaurierung des Cuvilliés-Theaters. Da der Königsbau mit seinen hoch installierten Kellern eine wichtige haustechnische Schaltstelle darstellt, begannen hier die Arbeiten im Jahr 2007.

Bald schon wurde deutlich, dass eine Beschränkung auf die rein dienenden Funktionen im Haus unwirtschaftlich sein würde – schließlich zwangen die

oft erheblichen Eingriffe in die Bausubstanz, speziell durch neue Leitungen, ohnehin zu einer staubintensiven Öffnung und anschließenden Überholung aller betroffenen Oberflächen, was damit auch den Restauratoren ein breites Tätigkeitsfeld verschaffte. Die aus Sicherheitsgründen und zum Schutz der Objekte nötige Räumung und Deponierung von musealem Kunstgut bot nicht zuletzt die Chance, lange aufgeschobene Anpassungen im didaktischen Konzept endlich anzugehen. Letztlich hob im Genehmigungsverfahren auch die Kopplung der nicht zu diskutierenden Sicherheitsbelange mit den nur *wünschenswerten* kulturellen Anliegen die Chance auf deren Umsetzung.

Aus den 2007 eingeleiteten architektonischen Maßnahmen am Königsbau ragt die umfassende Sanierung aller Fassaden heraus – schon allein wegen der riesigen Flächen von rd. 4500 Quadratmetern allein für die Natursteinoberflächen. Das aus Lager- und Transportgründen weit in den Platz vorgeschobene Gerüst mit seiner illusionär bedruckten Bespannung und dem aus den Fenstern lugenden Königspaar gehörte bald schon regelrecht zum Stadtbild.

Gestützt auf ein präzises digitales Aufmaß zeigte die Schadensanalyse einen dramatischen Befund: Die kurz vor 1958 noch mit geringem Aufwand gemachten Ergänzungen von Kriegsschäden hatten sich verbraucht; die rostenden Armierungen der Betonplomben sprengten darüber liegende Schichten ab und bedrohten die Passanten, die sich gern am Fuß der Schauwand sonnten. Dazu kamen allerlei Feuchteschäden und die bei Sandstein fast schon sprichwörtlichen Verfallsprozesse. Schon seit mehreren Jahren hatte die Bauverwaltung mehrmals jährlich Befahrungen durchgeführt, bei denen alle losen oder auch nur locker scheidenden Bauteile tonnenweise abgeschlagen wurden. Dies traf auch die Gesimse und die Ornamentik. Man kann sich denken, wie stark auch eigentlich noch Rettbares auf diesem Weg verloren ging.

Als zentrale denkmalpflegerische Frage war zu klären, ob man dem Prinzip der 1950er Jahre, etwa im Stil einer Betonsanierung, treu bleiben sollte, oder ob man die Rückführung der Fehlstellen auf die präzise Maßlichkeit Leo von Klenzes unter Verwendung von Originalmaterial wagen sollte. Ein Kompromiss wurde gefunden, indem man sich entschloss, zunächst einmal alle potentiell sprengenden Eisenteile auszubauen. Schadstellen unter 50 Prozent eines betroffenen Quaders wurden mit modernen, edelstahlarmierten Steinersatzmassen geschlossen – war die Fehlstelle größer, kam Naturstein zum Einsatz.

Der benötigte *Abbacher Grünsandstein* ist nicht mehr im Handel. Ein Vorkommen in einem Steinbruch bei Kelheim – im Geburtsort des Autors Saal an der Donau – konnte allerdings genutzt werden und ermöglichte hochwertige traditionelle Steinmetzarbeit, die von den schon bei der Hofkirche bewährten Bamberger Natursteinwerken Graser geleistet wurden. So waren die Weichen in Richtung auf einen zunehmend wieder steinernen Königsbau gestellt – statt ihn allmählich zur Betonkopie zu machen.

Die Entschlüsselung der Formprinzipien, nach denen Klenze seine unten dorische, ionische und oben korinthische Palastfassade gliederte, war Aufgabe der denkmalpflegerisch verantwortlichen Bauabteilung. Die überaus lehrreiche Detektivarbeit war entscheidend, um nach vielen unpräzisen Ergänzungen wieder den reinen Klang einer fast vergessenen Architektursprache zurückzugewinnen.



Foto und Copyright: Bayerische Schlösserverwaltung
Das Luftbild der Münchener Residenz ist aufgenommen von einem der Türme der Theatinerkirche.

VI. Die endgültige Adaption von Raumreserven für das Residenzmuseum

Die *Rückwärtigen Räume* des Königsbaus, die mit genau der Hälfte der südlichen Prunkraumhöhe eher wohnlichen Charakter zeigen, sind gut geeignet für konservatorisch nicht zu sensible oder kleinere Ausstellungsstücke.

Nachdem man zunächst an Wechselausstellungen gedacht hatte, rückte die Idee einer Verlagerung von vorhandenen Beständen aus dem Raumkunstmuseum in den Vordergrund. Die dort freierwendenden Räume – etwa die bisherige Porzellansammlung des 18. Jahrhunderts oder die Silberkammern – würden für eine didaktische Einführung in die

begleitende Raumkunst gut geeignet sein oder lange schon beengte Bereiche, wie die Ausstellung sakraler Textilien bei der Hofkapelle, sinnvoll erweitern. Die für Bayerns Verfassungsgeschichte wertvollen *Staatsratszimmer*, von denen aus der König mit seinem Kabinett regierte, würden dadurch endlich frei für eine Neupräsentation.



Die Neue Silberkammer ist einer der Ausstellungsräume, die durch Renovierung und Umbau nun für die Besucher sehr gut zugänglich ist. Ziel vieler

Foto und Copyright: Bayerische Schlösserverwaltung
Maßnahmen war es, den Museumsbesuch bequemer, übersichtlicher und somit ansprechender zu machen.



Die offene Residenz: Blick in den Königsbauhof von der Residenzstraße aus.

Foto und Copyright: Bayerische Schlösserverwaltung;

Ein zusammenhängender Cluster von eher neutralen Schauräumen mit hochwertigen Gebrauchsgegenständen und Kunstgut erläutert im Kontext des Königsbaus die Funktionen einer Königswohnung (Stichwort Tafelkultur) und bietet dem Fachpublikum Gelegenheit, edle Porzellane, Silber oder Miniaturen fern vom lauterem Betrieb der Hauptroute zu studieren. Nach einem Konzept unserer Museumsabteilung wurde die Ausstellungsarchitektur vom Stuttgarter Büro *space4* entwickelt und – wie alle hier genannten Bauaufgaben – vom Staatlichen Bauamt München 1 unter Leitung meines geschätzten Kollegen Norbert Achatz realisiert. Der gesetzte Kostenrahmen von 4,9 Millionen € wurde wie fast durchgängig gehalten.

Der Einbau einer internen Treppenanlage war aus Brandschutzgründen nötig und erlaubt in enger Verknüpfung der Geschosse auch einen raschen Themenwechsel. Bis zur Vollendung eines durchgehenden Erschließungskonzepts für die Residenz bildet diese Treppenanlage auch den einzigen Zugang zu den tiefer gelegenen Schauräumen und den *Nibelungensälen*, ausgehend von der Königswohnung im Hauptgeschoss.

Die Verknüpfung mit diesen vorgelagerten Prunkräumen wurde durch Öffnung bisheriger Scheintüren verbessert, auch um historische Bezüge (etwa zum verlorenen Speisesaal des Königsbaus) besser ablesbar zu machen. Schließlich sind die im Erdgeschoss erhaltenen Balkendecken, Parkettböden, Türflügel und

Fensterläden eine besondere Kostbarkeit im 1944 ausgebrannten Schloss. Sie wurden sorgsam restauriert. Nur hier hat man noch, bei aller Reduzierung an den Oberflächen, sechsseitig originale Raumschalen vor sich, die Nebenräume zeigen, was in der schon fast ermüdenden Folge prunkender Säle vom Publikum dankbar angenommen wird.

VII. Das Programm zur Sicherung wertvollster Wandmalerei der Residenz wird fortgeführt

Nach der Restaurierung des Antiquariums in den Jahren 1995–2000 sollten auch die ähnlich geschädigten Fresken Julius Schnorr v. Carolsfelds in den *Nibelungensälen* und die Malerei in der Grottenhalle konserviert und fallweise ergänzt werden. Dies fiel zunächst Sparzwängen zum Opfer. Bei weiterer Zunahme der Schadensbilder – und zur Ergänzung des musealen Angebots im direkten Anschluss an die neu eingerichteten rückwärtigen Räume – gelang es schließlich, ab 2012 die *Nibelungensäle*, den noch am besten erhaltenen Bestand an Wandgemälden des 19. Jahrhunderts in der Residenz, zusammen mit der rahmenden Raumdekoration zu sanieren. Für rund 3,9 Millionen € wurde die nach Kriegsschäden schon einmal, in den 1950er Jahren, ergänzte Wandmalerei des Nibelungenzyklus restauriert, wurden Wandflächen und Böden aus Stuck und kostbarem Naturstein gereinigt und soweit erforderlich ergänzt.

Im Vorfeld waren dramatische Wasser- und daraus resultierende Salzsäuren einzu-dämmen, die sich als Spätfolgen des Krieges, aber auch durch unzugängliche und dabei undichte Regenfallrohre aufgeschaukelt hatten. Wandgemälde, deren Putzgrund sich über mehrere Quadratmeter vom Mauerwerk gelöst hatte, bildeten ein besonders riskantes Schadensbild – die schon allein durch die Vibration der unter der Residenz vorbeifahrenden U-Bahn zu Totalverlusten hätten führen können.

Schließlich wandte man viel Mühe für ein zeitgemäßes Lichtkonzept auf. Die fünf Räume wurden zum Schutz vor allzu grellem Sonnenlicht und schädlichen Klimaschwankungen mit Spannvorhängen ausgestattet, was die bisher fehlende Beleuchtung verschatteter Bereiche nötig machte, aber auch bei einbrechender Dämmerung oder schlechtem Wetter die Farbenpracht der Malereien deutlich hebt.

So konnte mit der begeistert aufgenommenen Eröffnung des erweiterten Museumsrundgangs und der über zehn Jahre geschlossenen Königswohnung im Juni 2018 auch der monumentalste Freskenzyklus des 19. Jahrhunderts in der Hauptstadt – und weit darüber hinaus – wieder zugänglich gemacht werden. Eine Nutzung der Raumflucht für Veranstaltungen, die manches zum Verfall beigetragen haben, soll künftig ausgeschlossen bleiben.

VIII. Die Rekonstruktion der Gelben Treppe bereichert den Lernort königliches Bayern

Die Teilrekonstruktion und Restaurierung der *Gelben Treppe* bildet einen Sonderfall verglichen mit den bisher vorgestellten Projekten. Da es seit 1973 bereits eine Treppenverbindung zwischen Antiquariumstrakt und Königsbau an dieser Stelle gab, war ihre Überarbeitung nicht zwingend. Betrachtet man das komplexe Raumkunstwerk aber unter dem inszenatorischen Aspekt des feierlichen Aufstiegs zur Audienz beim Bayerischen König, gewinnt ihre Gestalt entscheidend an Bedeutung. Es ist der Edith-Haberland-Wagner-Stiftung München zu verdanken, dass diese Idee, gestützt von einer 50-prozentigen Finanzierungszusage über 3 Millionen €, an unsere Oberbehörde herangetragen werden konnte, die 2016 den Bauauftrag des Landtags übermittelte.

Es geht primär um die Überwindung einer Notlösung aus den späten 1940er Jahren, als man zur Sicherung des Antiquariums vor weiterem Verfall ein dauerhaftes Dach errichtete, das den zur Hälfte erhaltenen Treppenraum durchschneidet. Zweites Ziel der Maßnahme ist die Sichtbarmachung nennenswerter Reste originalen Stucks und Stuckmarmors der Zeit um 1830, während die Ornamentik und Oberflächenqualität des übrigen Königsbaus zu weiten Teilen nach 1945 grundlegend überarbeitet wurde. Schließlich bildet die Prunktreppe einen zentralen Knotenpunkt in einem künftigen Erschließungskonzept für die Residenz, das nicht mehr von ein oder zwei zwingend abzulaufenden Routen durch Sammlungen und Raumkunst ausgeht, sondern dem Gast die Wahl lässt, wie viel Kunstgenuss er sich zumuten will bzw. kann, in welcher Reihenfolge dies geschehen soll und welche Schwerpunkte er setzt.

Die Baumaßnahme kann sich, neben den Originalbefunden, auf historisches Bild- und reichlich präzises Planmaterial stützen. Sie wird in drei Hauptabschnitten durchgeführt, die den Abbruch des ursprünglichen Raum durchführenden Tunnels, den Wiederaufbau des im Krieg verbrannten, vermutlich hölzernen halbrunden Vorraums mit südlicher Portalwand sowie die Verkleidung des Rohbaus mit Stuck, dem namegebenden gelben Stuckmarmor und kostbarem Naturstein umfasst. Wir rechnen mit der Fertigstellung für den Sommer 2020.

IX. Schlussbetrachtung

Keine der technischen Sanierungen, die in den letzten Jahrzehnten in der Münchner Residenz erfolgen mussten, ließ sich auf die Bedürfnisse einer zeitgemäßen Betriebsführung beschränken. Immer war es auch der wirtschaftlichste und am schnellsten realisierbare Weg, die oft schon lange aufgelaufenen konservatorischen Probleme und die Erwartungen eines anspruchsvollen internationalen Museumspublikums im selben Zuge mit zu erledigen. Wir haben das am Beispiel einer komplizierten Fassadenrestaurierung und der sichern den Aufwertung der Nibelungensäle ebenso gesehen wie bei der Neugestaltung einer großzügigen Sammlungsarchitektur für das Silber, die Porzellane, Miniaturgemälde und Tischkultur unseres Schlosses.

Die nun anstehende grundlegende Sanierung der kostbarsten Prunkräume des Schlosses – Reiche Zimmer, Ahnengalerie, Hof- und Reiche Kapelle, Grottenhalle – wird genauso eine Reihe begleitender Maßnahmen nach sich ziehen, die viel Geld kosten werden, aber auch die Chance bieten, das ausführlich gezeigte Grundproblem einer brauchbaren



Dr. Katharina Weigand, Akademische Oberrätin am Universitätsarchiv der LMU, moderierte die Abschlussdiskussion mit den Referenten.

Infrastruktur für die Residenz zu lösen. Dabei kommt dem Königsbau und den beiden Höfen, die ihm nördlich vorgelagert sind, eine entscheidende Bedeutung zu. Der Königsbau wird, zusammen mit den gerade dieses Jahr noch grundsaniierten Trakten um den Kaiserhof, jene Attraktivität bieten, die man im Kern der Anlage für mindestens ein Jahrzehnt den Gästen vorenthalten muss.

Eine Gruppe unserer Praktikanten hat kürzlich versucht, alternative Standorte für den Museumszugang zu entwickeln. Nimmt man die Koppelung von Schatzkammer und Raumkunst weiter an und schließt man eine Verlagerung der Schatzkunst in andere Bereiche, schon wegen Mangel an Raumreserven aus, kommt nur der naturgemäß empfangsbereite Königsbau als Auftaktort infrage.

Umgeben von unantastbaren Raumkunstwerken wird also der verborgene Küchenhof und wird der Untergrund des Königsbauhofes jene Einrichtungen aufnehmen müssen, auf die ein Schaukomplex der Königsklasse – und niemand wird so einen Ehrentitel unserer Residenz verwehren können – dringend angewiesen ist. Angemessene Kassen-, Garderoben- und Sanitäräume, ein Museumsladen und Café, natürlich auch ein Vortragssaal und Flächen zum Empfang von Gruppen und zur Orientierung sowie, ganz entscheidend und bis heute schmerzlich fehlend: Eine Treppen- und Aufzugsanlage zwischen Empfang und Hauptgeschoss sind hier zu nennen. Endlich müssen die weiten Wege zwischen den Hauptattraktionen so verkürzt und organisiert werden, dass auch ältere, ungeduldige und behinderte Gäste ihren Besuch genießen können. Die Alte Schatzkammer, das einzige erhaltene Monument der Prinzregentenzeit, wird dann auch wieder angemessen, etwa als Sonderschau für Schatzkunst, genutzt werden können.

Ich hoffe, Ihnen einen Eindruck davon vermittelt zu haben, wie sich die Arbeiten am und um den Königsbau konsequent und beharrlich, auf dieses Ziel hin ausgerichtet haben. Ein kühner Seitenblick auf das Meisterwerk von Ieoh Ming Pei am Louvre mochte uns dabei, im Sinn des Untertitels, gestattet sein. Möge es der Residenz, allen Freunden der Kunst und europäischer Geschichte vergönnt sein, diesen Weg zu einem würdigen Abschluss gelangen zu sehen. □

Der wechselvolle Weg vom Lusthaus zur Staatskanzlei

Lothar Altmann

Ein Stadtgebilde ist etwas Dynamisches, nichts Statisches. Und doch gibt es im Stadtkern Münchens nur wenige Standorte, die so vielen, vor allem vielfältigen Nutzungsänderungen und damit baulichen Veränderungen unterworfen waren wie der Untere Hofgarten.

I. Herzogliches Sommerhaus/Lustschlösschen

So zeigen Vogelschau-Stadtpläne des frühen 17. Jahrhunderts östlich der Hangkante, die noch heute den Hofgarten von seinem tiefer gelegenen Teil trennt, einen trapezförmigen Garten. In dessen Nordostecke erhob sich damals ein zweigeschossiges Sommerhaus mit westlich anschließendem Arkadengang und einem Brunnenhaus. Es handelte sich bei dieser Anlage um den von Bayernherzog Albrecht V. in den 1560er Jahren für seine Gemahlin Anna von Österreich geschaffenen „neuen Lustgarten“, den später so benannten Unteren Hofgarten. Der Wandelgang mit den toskanischen Rotmarmorsäulen wurde dann wohl unter Herzog Wilhelm V. im späten 16. Jahrhundert um eine zweite Arkadenreihe aufgestockt. Dieser Gangkomplex hat im Kern alle späteren Umgestaltungen überdauert.

Herzog Maximilian I. ließ die obere Arkadenreihe dann als Nord- und Westeinfassung des bis 1617 angelegten Oberen Hofgartens fortführen. Gleichzeitig erhielt der ältere Untere Hofgarten als neuen Ostabschluss ein Lustschlösschen. Es wurde von zwei Rechteckbauten pavillonartig flankiert, in deren nördliches das Sommerhaus Albrechts V. einbezogen war. Die Ausdehnung, Zentrierung und Symmetrie dieses neuen Baukomplexes sollten Maßstab auch für alle folgenden Bauten an dieser Stelle bis hin zur Staatskanzlei werden. Davor erstreckte sich ein großes querrrechteckiges Wasserbecken, in dessen Mitte ein über zwei Dämme oder Brücken zugängliches Inselchen lag. Das sieht man gut auf den Stichen von Michael Wening, die dieser um 1700 anfertigte. Weiter im Osten, an den Stadtbächen, schloss sich ein gewerblicher Bereich mit zwei Mühlen an. Ebenfalls unter Maximilian I. kam das beschriebene, bislang vorstädtische Areal innerhalb der neuen Wallbefestigung Münchens zu liegen.

II. Manufakturen und Kasernen

Die Epoche der Aufklärung und des Nützlichkeitsdenkens brachte radikale Veränderungen für den Hofgarten, insbesondere für dessen Ostbereich, mit sich. Zunächst wurde das mittlere und damit stattlichste der drei maximilianischen Gartenhäuser bis 1769 von Karl Albert von Lespilliez zu einer kurfürstlichen Seidenspinnerei umgebaut. An der südlichen Schmalseite des Parterres entstand 1796 zudem das dreiflügelige sogenannte Seidenhaus, eine private Seidenbandweberei. Dieses Seidenhaus wurde 1803 vom Staat zur Nutzung als Artilleriekaserne angemietet und ging 1808 in Militärbesitz über.

Einen neuen, monumentalen Ostabschluss bekam der Hofgarten 1804/07 durch die sogenannte Hofgartenkaserne. Der 189 Meter lange viergeschossige Zweckbau diente dem Infanterie-Leib-



Dr. Lothar Altmann, Kunsthistoriker, Lektor und Publizist

regiment, den „Leibern“, als Unterkunft. Nach der hierzu 1801 angeordneten Trockenlegung des Hofgartenteiches konnte das Vorfeld dieser Kaserne zu einem Exerzierplatz eingeebnet werden. In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts wurde die Hofgartenkaserne – angeblich aufgrund des feuchten Untergrunds – zunehmend zu einer gesundheitlichen Bedrohung Münchens. Als dann in ihr im Sommer 1893 – nicht zum ersten Mal – eine Typhusepidemie ausbrach, an der rund 400 Soldaten erkrankten und 34 sogar starben, wurde umgehend ihre Schließung und die der benachbarten Seidenhauskaserne verfügt.

Zur Verbesserung der in vielerlei Hinsicht unbefriedigenden, ja, unwürdigen Situation an der Hofgartenostseite waren im Verlauf des 19. Jahrhunderts mehrfach Vorschläge gemacht worden. So wollte schon Leo von Klenze das Kasernenareal durch Fortführung der Arkaden an der Ost- und Südseite wieder in den Hofgarten integrieren. Dabei hätte der übermächtige Kasernenkomplex einem wesentlich reduzierten Neubau aus Klenzes Hand weichen sollen. Auch bezog sich eine der drei Standortvarianten des Richard-Wagner-Festspielhauses, das von Gottfried Semper 1866/67 im Auftrag König Ludwigs II. geplant wurde, auf dieses Areal. Nach weiteren konträren Überlegungen zu seiner zukünftigen Nutzung in den 1890er Jahren, so die mögliche Errichtung eines Wagner-Theaters oder eines anderen Kulturbaus, entschied sich das Kriegsministerium 1898, das städtebaulich zentral gelegene Gelände doch nicht an „Investoren“, wie man heute sagen würde, zu veräußern, sondern es selbst neu zu bebauen, und zwar mit einem Museum zur Darstellung der Militärgeschichte Bayerns.

III. Bayerisches Armeemuseum

Hierzu wurden dort 1899 die beiden inzwischen unbewohnten Kasernen abgebrochen. Bestehen blieben nur die Renaissancearkaden an der Nordseite des Terrains, da sie von Klenze nach

1846 mit dem alten, von ihm umgestalteten Hofgarten-Brunnhaus verbunden und von Eduard Riedel 1865/66 mit dem Gebäude des Kunstvereins überbaut worden waren. Planung und Bauleitung des Armeemuseums hatte Ludwig Mellinger inne, Geheimer Oberbaurat im Kriegsministerium. Die Projektierung hatte bereits 1899 eingesetzt und wurde auch noch während der Bauarbeiten weitergeführt, die am 8. Juni 1900 mit dem ersten Spatenstich begonnen hatten. So wurde beispielsweise die endgültige Gestaltung der Kuppel erst festgelegt, nachdem Mellinger 1903 hierfür eigens eine Studienreise nach Norditalien unternommen hatte.

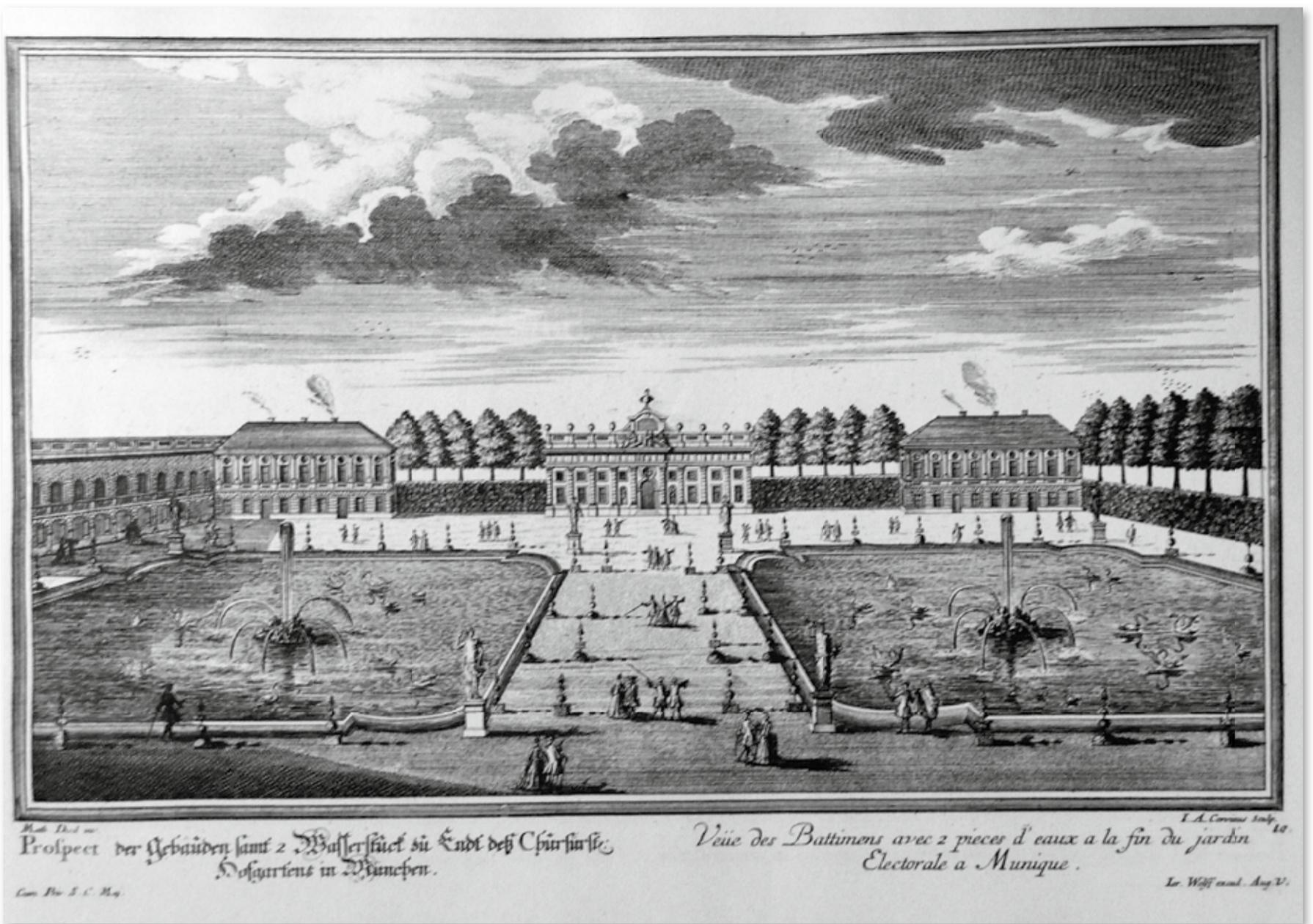
Schon im Herbst 1902 konnten die Dienstwohnungen im Nordflügel an der Galeriestraße und 1904 das Hauptgebäude bezogen werden; der überdimensionierte Kuppelbau wurde 1905 vollendet. Die feierliche Eröffnung des ca. 177 Meter langen, durchaus martialisch wirkenden Monumentalbaus des Bayerischen Armeemuseums erfolgte am 12. März 1905 durch Kronprinz Ludwig, den späteren König Ludwig III. Gleichzeitig wurde Architekt Ludwig Mellinger in den Adelsstand erhoben. Wie andere damals neue Staatsgebäude Münchens wie der Justizpalast, das Verkehrsministerium oder das Bayerische Nationalmuseum, die das Stadtbild mit ihren imposanten Aufbauten beherrschten, war auch das Armeemuseum als ein unübersehbares Monument der Selbstdarstellung Bayerns zur Prinzregentenzeit zu verstehen. Zugleich erschien es dem neuen großstädtischen Charakter der enorm gewachsenen Metropole als angemessen.

Im jetzt wieder gärtnerisch gestalteten westlichen Vorfeld des Armeemuseums entstanden nachträglich zwei passende Denkmäler: Auf einer halbrunden Terrasse vor dem Mittelbau wurde am 12. März 1911, dem 90. Geburtstag des Prinzregenten, das Reiterdenkmal des Herrschaftsbegründers der Dynastie in Bayern, Herzog Ottos I. von Wittelsbach, enthüllt. Nach dem Ersten Weltkrieg kam das Denkmal für die ca. 13.000 Gefallenen der Landeshauptstadt München hinzu.

Bis 1939 wurde der Gebäudekomplex samt Armeemuseum, Armeebibliothek und Kriegsarchiv sukzessive der Wehrmacht unterstellt. Angeblich auf persönlichen Wunsch Adolf Hitlers hin sollte das Museum erweitert werden. Hierzu entwarf German Bestelmeyer 1940 einen Parallelbau, wobei die bisherige Kuppel einer neuen über dem mittleren Zwischenbau hätte weichen müssen. Auch eine Orientierung des Museums mittels einer nördlich quer angefügten „Halle der Helden“ hin zu einem neuen großen Platz zwischen dem „Haus der Deutschen Kunst“ und dem als Pendant hierzu geplanten „Haus der Deutschen Architektur“ war angedacht. Realisiert wurde davon aber nichts.

IV. Zerstörung des Museums im Zweiten Weltkrieg

Beim ersten Tages-Luftangriff der Amerikaner auf München am 18. März 1944 wurde auch das Armeemuseum getroffen. Weitere Schäden durch Brand- und Sprengbomben sollten folgen. Dabei wurden die Obergeschosse der Flügeltrakte fast völlig zerstört, wogegen von Kuppelbau und den beiden Eckpavillons die Umfassungsmauern stehen blieben. Die Museumsbestände wurden, soweit noch vorhanden, 1945 vom Bayerischen Nationalmuseum übernommen und fanden 1969 im heutigen Bayerischen Armeemuseum im Neuen Schloss zu Ingolstadt ihre endgültige Bleibe.



Der Untere Hofgarten auf einem Kupferstich von Matthias Diesel, der um das Jahr 1720 entstand.

V. Schaffung des Altstadttrings

Bereits im August 1945 stimmte der Münchner Stadtrat einem an der Tradition orientierten Wiederaufbau der Stadt gemäß den Vorschlägen des damaligen Stadtbaurats Karl Meitinger zu, die dieser noch im Dezember desselben Jahres unter dem Titel „Das neue München“ veröffentlichte. Dieses visionäre Exposé sah unter anderem drei Ringstraßen von bis zu 70 m Breite zur Verkehrsentslastung der Innenstadt vor und stellte somit die Weichen für die Schaffung des Altstadttrings mit Blockrandbebauung. Was diesen Ring in Höhe des Armeemuseums betrifft, so wäre er nach Meitinger etwas weiter östlich verlaufen, hätte also direkt auf das Haus der Kunst zugeführt und somit vor dem Prinz-Carl-Palais einen breiten Streifen freigelassen. 1962 präsentierte dann nach dreijähriger Planung ein Beratergremium ein Konzept für eine aufgelockerte und autogerechte Stadt, das zwar in etwa auf Meitingers Trassenführung fußte, sich aber nicht mehr um vorhandene historische Strukturen kümmerte.

Auch wenn dieser Plan so nie umgesetzt wurde, färbte er doch auf den Stadtentwicklungsplan („Jensen-Plan“) von 1963 ab, der eine – nach Erwin Schleich – „zweite Zerstörung Münchens“ zur Folge hatte. So wurden darin beispielsweise der autobahnartige Altstadttring in einer Schneise von aufgerissenen Gebäudeblöcken sowie der

Verkehrsknoten vor dem Prinz-Carl-Palais übernommen, wobei Belange der Fußgänger kaum Beachtung fanden. Auch bewirkten die Vorschläge zur Stadtplanung 1965 den Abbruch der Seitenflügel und Eckpavillons des inzwischen weiter verfallenen Armeemuseums wegen angeblicher Gefährdung des Straßenverkehrs. So wurde die isolierte Kuppelruine zu einem unproportionierten Blickfang des Rings.

Gegen die geplante Untertunnelung des Prinz-Carl-Palais regte sich 1966 Widerstand in der Bevölkerung, wobei die Bürgerinitiative „münchner bauforum“ eine zentrale Rolle spielte. Die Realisierung dieses Projektes konnte dadurch zwar nicht gänzlich verhindert werden, doch führte der Bürgerprotest 1968 zur Gründung eines „Diskussionsforums für Stadtentwicklungsfragen“, seit 1972 „Münchner Forum e. V.“. Dieser Verein sollte später auch vehement die Reduzierung des Baukörpers der geplanten Staatskanzlei fordern, das allerdings mit vollem Erfolg.

VI. Was geschieht mit der Museumsruine?

Jetzt nochmals zurück zur unmittelbaren Nachkriegszeit: 1948 legte die Oberste Bayerische Baubehörde einen Plan zum Wiederaufbau der Ruine des Armeemuseums vor, der zwar die Wiedererrichtung der zerstörten Seitenflügel, aber seltsamerweise den Abriss der noch ver-

hältnismäßig intakten Kuppel vorschlug. Der Gedanke eines Wiederaufbaus des Museums sollte sogar noch 1968 Hans Döllgast und 1981 Erwin Schleich beschäftigen, allerdings diesmal jeweils unter Beibehaltung der Kuppel. 1978 formierte sich außerdem eine Bürgerinitiative „Rettet das Armeemuseum!“.

Doch hatte inzwischen der Bayerische Rundfunk sein Interesse an dem Gelände bekundet, um darauf ein neues Funkhaus erstellen zu können. Er hätte nämlich schon 1926 eine angemessene Unterkunft in dem von Richard Riemerschmid geplanten „Volkshaus“ an der Hofgartennordseite erhalten sollen und trachtete nun danach, den ehemaligen Thronsaal der Residenz zu seinem Konzertsaal („Herkulesaal“) auszubauen. Zu dem Funkhaus-Projekt lieferte Adolf Abel 1949/50 mehrere sehr funktionale Pläne, die alle von einer Sprengung des Kuppelbaus ausgingen. Der im Juni 1950 vorgelegte Vertragsentwurf zum Kauf des Areals wurde aber vom Bayerischen Rundfunk nie ratifiziert. 1955 entschied sich der Sender schließlich für den Standort am Hauptbahnhof.

Eine „Ideenskizze“ von 1959 im Staatsarchiv München bezeugt, dass dann bereits das Bayerische Innenministerium mit der Errichtung eines Verwaltungsgebäudes für die Oberste Baubehörde am Hofgarten liebäugelte.

Im Jahre 1961 diskutierte der Bayerische Landtag die Schaffung eines „Hauses der Bayerischen Geschichte“,

wofür sich im Januar 1962 ein Kuratorium konstituierte. Am 6. Februar 1962 beschloss der Ministerrat – wie schon zuvor am 5. Dezember 1961 der kulturpolitische Ausschuss des Bayerischen Landtags – den Bau einer neuen Staatskanzlei an der Stelle des Armeemuseums, und zwar ohne die Museumsruine zu erhalten. Im Ministerratsbeschluss vom 20. November 1962 war dann auch die Rede davon, dass hier außerdem „ein Haus der Bayerischen Geschichte ... Platz finden“ solle.

So schrieb die Landeshauptstadt München unter Beteiligung des Freistaates Bayern zunächst einen städtebaulichen Ideenwettbewerb für den Altstadttring Nord-Ost aus. Im Juli 1966 entschied ein Preisgericht über 90 eingereichte Arbeiten bayerischer Architekten, wobei der geplante Standort der Staatskanzlei am Hofgarten unumstritten war und von zwei Dritteln der Teilnehmer der Abriss der Museumskuppel befürwortet wurde. Ein erster Preis wurde nicht vergeben, sondern nur zwei zweite Preise, da zwar viele Anregungen, aber angeblich keine endgültigen städtebaulichen Lösungen darunter waren. Doch sprach sich die Jury generell für den Erhalt des Unteren Hofgartens samt Kriegerdenkmal aus. Ein beabsichtigter zweiter Wettbewerb, der den Bau der Staatskanzlei zum Inhalt haben sollte, unterblieb.

Am 19. November 1968 bestimmte dann der Ministerrat das Prinz-Carl-



Die Situation zu Beginn der 70er Jahre des 20. Jahrhunderts: Der Altstadtring ist schon gebaut, es steht noch die Kuppel des sonst zerstörten Armeemu-

seums, im Hintergrund der Hofgarten und der Blick weiter auf Residenz und Theatinerkirche.

Palais zum Sitz des Bayerischen Ministerpräsidenten und den westlich anschließenden Finanzgarten zum neuen Standort der Staatskanzlei. Im nächsten Jahr lobte der Freistaat hierfür einen Architektenwettbewerb aus. Kurioserweise gab es auch diesmal keinen ersten Preis, doch sollte dann Uwe Kiessler mit diesem Projekt beauftragt werden, dessen Entwurf eines Stelzenbaus gesondert angekauft worden war. Im Beschluss vom 11. Februar 1969 ließ der Ministerrat das Gelände des ehemaligen Armeemuseums für den Neubau der Staatsgalerie moderner Kunst, der Neuen Sammlung und der Staatlichen Graphischen Sammlung reservieren, auf dem – wie es hieß – „auch ‚allenfalls‘ das Haus der Bayerischen Geschichte untergebracht werden“ könne.

Rechtzeitig zur Olympiade 1972 war der Altstadtring samt der Untertunnelung des Prinz-Carl-Palais und der Fußgängerunterführung zwischen Hofgarten und Englischem Garten vollendet. Und für 1973 war schon mal der Baubeginn der Staatskanzlei im Finanzgarten in Aussicht gestellt. Doch verzögerte sich das Projekt immer wieder „durch Kompetenzwirrwarr, Programmreduzierungen, Programmweiterungen und mangelnde Koordination der beteiligten Behörden“, wie der Bund der Steuerzahler kritisierte. Auch waren beim zweiten städtebaulichen Wettbewerb „Altstadtring Nord-Ost“, der im Juni 1972 entschieden worden war, auf dem Armeemuseumsareal bereits Neubauten für die genannten Museen und auch noch für das Innenministerium festgeschrieben – jetzt allerdings unter der nicht ganz einfachen Prämisse, den

monumentalen historischen Kuppelbau als unverzichtbaren Bestandteil der Stadtsilhouette zu integrieren. Allerdings war auch diesem Wettbewerb kein durchschlagender Erfolg beschieden, außer dem, die Bekräftigung des Stadtrats am 21. November 1973 bewirkt zu haben, dass die Kuppel des Armeemuseums unbedingt zu erhalten und in die Planungen einzubeziehen sei. Damals wurde auch der Kuppelbau als Bestandteil des Hofgartenensembles in die Denkmalliste aufgenommen.

Schließlich aber wurde Anfang Juli 1978 die endgültige Aufgabe des Finanzgarten-Projekts durch einen Vertreter der Staatsregierung im Landtagsausschuss für Staatshaushalt und Finanzfragen bekanntgegeben. Für diese Entscheidung waren – angesichts des darunter verlaufenden Altstadtring-Tunnels – vor allem das erhöhte Sicherheitsrisiko nach dem Terroranschlag bei den Olympischen Sommerspielen und die hohen Kosten ausschlaggebend gewesen. Eine daraufhin angedachte Erweiterung der Staatskanzlei am bisherigen Standort Ecke Prinzregenten-/Oettingenstraße scheiterte am Widerstand der Anwohner, des zuständigen Bezirksausschusses und schließlich des Münchner Stadtrats. Deswegen rückte wieder das Hofgartengelände in den Fokus der Überlegungen.

VII. Die Planung der Staatskanzlei – ein Politkrimi mit Happy End

Konkret wurden dann die Planungen zur Errichtung der neuen Staatskanzlei am heutigen Standort, als Franz Josef Strauß, seit November 1978 Bayerischer

Ministerpräsident, im Februar 1979 ein „Machtwort“ sprach: „Rundfunk, Museen: wunderbar! Aber wo bleibt der Staat? Sollen wir uns mit der Staatskanzlei draußen in Großhadern verstecken? Wir gehen auf den Platz des Armeemuseums!“ Am 7. August 1979 wurde zudem in einer internen Besprechung der Staatskanzlei festgelegt, dass auch das zukünftige „Haus der Bayerischen Geschichte“ hier seinen Platz finden, der Museumsneubau (Pinakothek der Moderne usw.) aber – auf Wunsch des Kultusministeriums – auf dem Gelände „Marstallplatz-Nord“, wo sich heute die Zentrale der Max-Planck-Gesellschaft befindet, entstehen soll. Ein entsprechender Beschluss des Ministerrats erfolgte am 1. April 1980.

Der Freistaat Bayern und die Stadt München einigten sich nun darauf, zunächst durch Gutachter Eckdaten für die Bebauung des Areals des ehemaligen Armeemuseums, des Finanzgartens und des Marstallplatzes-Nord festlegen zu lassen. Eingeladen wurden hierzu laut Stadtratsbeschluss vom 12. November 1980 Fred Angerer, Andreas Hempel, das Büro Kammerer + Belz, Otto Meitinger, Gustav Peichl und Erwin Schleich. Diese und auch die Mehrheit der Obergutachter kamen 1981 – wie schon im Sommer 1980 Ernst Maria Lang, damals Präsident der Bayerischen Architektenkammer – zu folgendem Ergebnis: Das gewünschte Raumprogramm von Staatskanzlei und Haus der Bayerischen Geschichte kann auf dem Gelände des ehemaligen Armeemuseums realisiert werden, und zwar am besten in einer u-förmig zum Unteren Hofgarten hin ausgreifenden Anlage

und in einer „kritischen Auseinandersetzung mit der für die staatliche Selbstdarstellung heute angemessenen Formensprache“; dabei sollte die Traufhöhe der einstigen Flügelbauten des Armeemuseums nicht überschritten und die Böschungssituation zwischen Oberem und Unteren Hofgarten beibehalten werden. Im Juli 1981 beschloss der Münchner Stadtrat einstimmig, die Obergutachterempfehlungen in die Entwürfe zu Flächennutzungs- und Bebauungsplan einfließen zu lassen.

Eine Präsentation der Grundzüge dieser Planungen im Rahmen einer vorgezogenen Bürgerbeteiligung im Juli/August 1981 stieß auf äußerst geringes Interesse (wofür später von den Gegnern die Ferienzeit verantwortlich gemacht werden sollte). Bis Herbst 1981 war dann von Seiten der Stadt die planungsrechtliche Basis für die Auslobung eines Architektenwettbewerbs geschaffen. Hierzu stellte Stadtbaurat Uli Zech ausdrücklich klar, dass „eine Realisierung des Bauvorhabens ausschließlich im Rahmen der Obergutachterempfehlung möglich sei“ und dass diese „von der Landeshauptstadt im Hinblick auf die städtebauliche Bedeutung des Ensembles eng ausgelegt“ werde.

Dementsprechend gleichförmig in der Anlage fiel auch das Ergebnis des Wettbewerbs aus. Das Preisgericht, in dem auch zwei Vertreter der Landeshauptstadt saßen, erklärte im Oktober 1982 einstimmig unter den 65 Einsendungen das Projekt des Architektenteams Diethard Johannes Siegert und Reto Gansser zum Sieger und empfahl zugleich, den Preisträger mit der weiteren Planung zu beauftragen. Parallel zu diesem



Foto: Bayerische Staatskanzlei

Der Neubau der Staatskanzlei dauerte nur dreieinhalb Jahre. Die politischen und städtebaulichen Diskussionen hatten vorher Jahrzehnte in Anspruch genommen.

Wettbewerb war schon mal der isolierte Kuppeltrakt des ehemaligen Armeemuseums baulich gesichert worden. Nach der einstimmigen Verabschiedung durch den Stadtrat wurde der noch leicht modifizierte Bebauungsplan dann am 2. April 1984 von der Regierung von Oberbayern gebilligt und damit rechtsverbindlich. Der Baubeginn sollte 1986, die Fertigstellung 1990 sein.

Im Oktober 1984 wurden dann erste Fotos des Baumodells veröffentlicht. Nach unerwarteten wie medienwirksamen Protesten vor allem von Stadtplanern, Architekten und Kunsthistorikern sowie einer Unterschriftensammlung gegen diese Ausführung lehnte dann im April 1985 die Münchner Stadtgestaltungskommission den Bauantrag wegen zu großer Baumasse ab und empfahl eine Überarbeitung. Doch stimmte am 1. August 1985 die Regierung von Oberbayern dem Bauvorhaben zu, da es sich gänzlich an den von der Stadt genehmigten Bebauungsplan halte. Dagegen legte die Landeshauptstadt München im September Widerspruch ein und erhob im Dezember Klage. Dabei mussten auch die um 1900 verschütteten, 1985 aber wiederentdeckten albertinischen Hofgartenarkaden als Gegenargument erhalten, obwohl das Bayerische Landesamt für Denkmalpflege deren vollständigen Erhalt nicht als zwingend notwendig ansah. Die Klage der Stadt wurde dann 1986 in zwei Instanzen abgelehnt.

Parallel hierzu ging die Debatte weiter: So beschloss am 23. Juli 1986 der Stadtrat einen nochmaligen Ideenwettbewerb für diesen Abschnitt des Altstadtrings in Form eines einwöchigen

„Entwurfsseminars“. Ein Ergebnis davon waren die einmütige Empfehlung, „eine Bebauung des unteren Hofgartens in den Dimensionen des vorliegenden Realisierungsprojektes“ zu vermeiden, sowie das Votum für eine Aufhebung des Autobahncharakters des Rings an dieser Stelle. Auch gab es Vorschläge zu anderen möglichen Standorten der neuen Staatskanzlei. Im Frühjahr 1988 signalisierte die Stadt dem Freistaat, dem Standort am Hofgarten zuzustimmen, wenn die Seitenarme der Flügelbauten entfielen und die Renaissancearkaden erhalten blieben. Doch „die politischen Hintergründe verhinderten eine sachbezogene Diskussion und vergifteten das Klima“, wie Architekt Siegert später schreiben wird. Schließlich empfahl das Bundesverwaltungsgericht in Berlin, einen Kompromiss anzustreben, „weil von einer Ungültigkeit des Bebauungsplanes nicht ausgegangen werden könne“.

Daraufhin ergriff der – seit Oktober 1988 – neue Ministerpräsident Max Streibl die Initiative und lud Münchens Oberbürgermeister Georg Kronawitter zu einem Gespräch am 30. Januar 1989 ein. Beide wurden sich schnell einig. So konnte Diethard Johannes Siegert ab Februar ein neues Konzept ausarbeiten. Dabei war ihm ein Beratergremium zur Seite gestellt, bestehend aus den Architekten Alexander Freiherr von Branca, Ernst Maria Lang, Peter Lanz und Otto Meitinger sowie dem Stadtbaurat Uli Zech. In dem neuen Entwurf, der bereits am 10. Mai 1989 „als sehr gute Lösung“ der Öffentlichkeit vorgestellt werden konnte, war nun auf die beiden abgewinkelten Seitenflügel und damit auf

die Einbeziehung des 1983 gegründeten Hauses der Bayerischen Geschichte verzichtet sowie der völlige Erhalt der zwischenzeitlich wissenschaftlich untersuchten Renaissancearkaden am Nordrand des Geländes gewährleistet. Gelobt wurde daran auch der „sehr noble und überzeugende Gedanke einer Orangerie, die dem Gartencharakter des Hofgartens und der baulichen Umgebung Rechnung trägt“. Am 30. Juni 1989 wurde der gefundene Kompromiss rechtskräftig.

Zudem verständigten sich Stadt und Staat noch auf den Rückbau des autobahnähnlichen Altstadtrings in diesem Bereich zum begrünten Boulevard sowie auf die bereits von Friedrich Ludwig von Sckell angedachte landschaftsarchitektonische Zusammenschließung von Hof-, Finanz- und Englischem Garten, verbunden mit der Wiederöffnung des Stadtgrabenbachs. Mit der Planung dieses Projekts wurde – ebenfalls noch 1989 – der Münchner Landschaftsarchitekt Gottfried Hansjakob beauftragt.

VIII. Der Bau der Staatskanzlei

Im September 1989 konnte dann mit der Erstellung der Tiefgarage begonnen und im darauffolgenden Frühjahr mit dem Hochbau der sechsgeschossigen Flügel fortgeföhren werden. Im Mai 1993, also nach rund dreieinhalb Jahren Bauzeit und dreißigjährigem Ringen, war die neue Staatskanzlei schließlich bezugsfertig. Parallel hierzu erfolgten 1991/92 die Konservierung und Rekonstruktion des Kuppelsaales. Die Gesamtkosten für das Projekt beliefen sich

auf gut 222 Millionen DM, wovon allein über 45 Millionen DM auf die denkmalpflegerischen Maßnahmen für den Kuppelbau entfielen.

So schließt den Münchner Hofgarten im Osten heute die Bayerische Staatskanzlei ab. Im Zentrum erhebt sich geradezu trutzig ein mächtiger historistischer Kuppelbau, Rest des vormaligen Armeemuseums. An ihn schließt sich seitlich je ein moderner Flügelbau an, der an der Gartenseite, der eigentlichen Schauseite, eine transparente „Treibhausfassade“ (Orangerie) besitzt, zum Franz-Josef-Strauß-Ring hin aber eine geschäftsmäßig-nüchterne Rasterfassade mit einem eher abweisenden Eingangsbereich. Dieser ist mehr oder weniger eine Notlösung, da wegen denkmalpflegerischer Einwände („Substanzbegriff“) ein vom Architekten vorgeschlagener Eingriff in den historischen Kuppelbau nicht zu realisieren war. Zum Prinz-Carl-Palais hin ist eine triumphbogenartig aufgebaute Fassade ausgebildet, aus der sich im Obergeschoss der Ministeratssaal gleich einer Kommandobrücke vorwölbt. Seitlich davon münden die denkmalgeschützten Renaissancearkaden des Hofgartens unter einer glasüberdachten Stützkonstruktion ein und sind als öffentlich begehbarer Nebenflügel in die Staatskanzlei integriert – womit wir wieder beim anfänglichen Lusthaus angekommen wären.

Der Gebäudekomplex hat inzwischen – wie vom Architekten erhofft – „einen selbstverständlichen Platz in dem Ensemble des Hofgartens“ eingenommen. □